Häusliche Unterhaltungen

für

Winterabende,

in Einsamkeit und in geselligen Zirkeln

oder

merkwürdige Criminalprocesse,

angenehme und lehrreiche Erzählungen, Histörchen, Gedichte, Bemerkungen, Maximen.

Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen?

Eine Parallele.

1. Erfindungen der Deutschen.

Schon die Erfindung der Buchdruckerkunst, Kupferstecherkunst und Aetzkunst gab den Deutschen über das Verdienst anderer Nationen ein beträchtliches Uebergewicht. Aber wie viele andere nicht minder schätzbare Erfindungen reihten sich an jene an, welche dies Uebergewicht so ungemein verstärkten. Deutschland brachte im zehnten Jahrhundert die erste Windmühle hervor, und ein Deutscher erfand zu Anfange des sechzehnten Jahrhundertes das erste Beutelwerk für Mühlen zur Absonderung des Mehles von der Kleye. Deutsche verfertigten zu Anfange des siebzehnten Jahrhundertes die ersten Feld- oder Wagenmühlen, wie sie die Armeen mit sich führen; und die erste vom Wasser getriebene Sägemühle hatte Deutschland schon im vierten Jahrhundert. Bohrmühlen zum Bohren hölzerner Röhren scheinen nicht minder den Deutschen ihre Existenz zu verdanken, so wie Drehmühlen, auf welchen durch eine und dieselbe bewegende Kraft viele Sachen auf einmahl abgedreht werden können. Deutsche erfanden ferner zu Anfang des siebzehnten Jahrhundertes die Schussermühlen zur Bereitung der Schusser oder steinernen Kügelchen, die Kaffeemühlen und Kaffeebrenner, und in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes die Hobelmühle zur schnellen Verfertigung breiter und langer Späne. Die letztern Maschinen machten freylich in der Erfindungsgeschichte keine sehr große Epoche. Ungleich merkwürdiger und nützlicher hingegen war die Deutsche Erfindung der Bandmühlen, auf welchen man schnell und leicht viele Stücke Band auf ein Mahl wirken kann.

Ein Deutscher, aber nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, der Nürnberger Rudolph, erfand auch in der Mitte des vierzehnten Jahrhundertes die Maschinen zum Drahtziehen. Ein anderer Deutscher erfand das Druck- oder Prägewerk und das Rändelwerk in Münzen. In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhundertes kamen zuerst in Deutschland die eigentlichen Pochwerke oder Pochmühlen mit Stampfen ans Licht. Stoßherde, hölzerne Blasebälge, oder Kastengebläse und viele andere Hüttenmaschinen sind ebenfalls von Deutschen geschaffen worden. Eisenschneidwerke oder Eisenschneidmühlen, worin man sehr schnell viele eiserne Stäbe in kleinere Stücke zertheilen kann, hat man zu Anfang des achtzehnten Jahrhundertes in Deutschland zuerst erbaut; und höchst wahrscheinlich haben auch Deutsche zuerst die Kunst erfunden, das Zinn in dünne Bleche zu schlagen, oder Stanniol zu machen.

Das Deutsche, vermuthlich zu Ende des dreyzehnten Jahrhundertes, die Erfinder des Leinenpapiers waren, kann Niemand widerlegen. Deutsche erfanden auch die meisten Maschinen für Papierfabriken. Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhundertes erfand ein Deutscher die Lumpenschneidmaschine, nachdem schon etliche zwanzig Jahre früher ein anderer Deutscher den Holländer oder die holländische Maschine zum Zermahlen der Lumpen erfunden hatte. Die Holländer erkannten zuerst den Werth dieser nützlichen Erfindung, und rissen sie gleichsam als ihr Eigenthum an sich. Das Tret-Spinnrad erfand Jürgens zu Watenmüttel bey Braunschweig im Jahre 1530. Das Doppel-Spinnrad, oder das Spinnrad mit zwey Spuhlen, erfand der Prediger Trefurt zu Riede im Handverischen, vor etlichen vierzig Jahren. Eine Webemaschine zum Selbstweben der Zeuge hatte schon im siebzehnten Jahrhunderte der bekannte D. Becher angegeben. Wenn sie auch noch sehr unvollkommen war, so gab sie doch zu den nachfolgenden bessern Erfindungen der Engländer und Franzosen die nächste Veranlassung. Das Klöppeln der Spitzen hat in der Mitte des sechzehnten Jahrhundertes ein Deutsches Frauenzimmer, Barbara Utmann, erfunden. Die Kunst mit Menschenhaaren zu sticken und zu poussiren, erfanden im Jahre 1782 die drey Schwestern von Wyllich zu Zelle, nachdem schon im Jahre 1770 der Juwelier Scharf in Coburg, die sogenannte Haar-Mahlerey (die Verfertigung sehr ähnlicher Porträte mit gestreuten Haaren) erfunden hatte. Das Weben der schlauchförmigen Seile ist die Erfindung eines Würtembergers aus den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhundertes.

Die erste Taschenuhr verfertigte Peter Hele zu Nürnberg im Jahre 1500. Die Luftpumpe erfand Otto von Guerike im Jahre 1650. Demselben verdienten Manne verdanken wir auch die erste Elektrisir-Maschine (freylich nur mit einer Schwefelkugel). Schon diese drey Erfindungen allein würden den Deutschen einen ausgezeichneten Rang unter den Erfindern auf der Erde eingeräumt haben. Höchst wahrscheinlich ist auch die Erfindung der Windbüchsen in Deutschland entsprungen. Nicht bloß das erste Flintenschloß mit einem Feuerstein und einem stählernen Rade, sondern auch das sogenannte Französische Schloß, das in der Folge die Franzosen verbesserten, ist eine Deutsche Erfindung aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Deutsche Büchsenmacher verfertigten auch zuerst gezogene Schießgewehre. Pistolen hatte man in Deutschland, als man noch in keinem andern Lande etwas davon wußte.

Orgeln, von Händen und Füßen bewegt, nahmen zu Ende des dreyzehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhundertes in Deutschland ihren Ursprung, und fast alle nachmahlige Erfindungen zur Vervollkommnung dieser musicalischen Werkzeuge rühren von Deutschen her. Das Fortepiano erfand Schröder im J. 1717. Am meisten zeichneten sich die Deutschen von jeher in der Erfindung trefflicher und höchst nutzbarer mechanischer Werke aus, wie dieß alle bisherige Erzählungen bewiesen haben. Der Erfinder des so künstlichen und sinnreichen Mahlschlosses, welches nur ein Eingeweihter ohne Schlüssel auf- und zumachen kann, war Ehemann zu Nürnberg im J. 1540. Zu Nürnberg, wo man höchst wahrscheinlich die ersten ordentlichen Stecknadeln verfertigte, erfand man auch zu Ende des siebzehnten Jahrhundertes die Wippe, oder dasjenige Werkzeug, womit Nadler in einem Augenblicke den Stecknadelkopf runden, und ihn fest mit dem Schafte vereinigen können, — Selbst der Schubkarren ist eine Deutsche Erfindung.

Böttcher, aus Scheitz im Voigtlande, erfand das Europäische Porzellan im J. 1706. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhundertes hat-

ten Deutsche die Kunst erfunden, Eisenbleche zu verzinnen. Auch hölzerne Seidegefäße kamen in Deutschland zuerst ans Licht. Auf deutschen Salinen wurde die sogenannte Tröpfelgradirung in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes erfunden. Das Gradirhaus enthielt aber anfangs stroherne Wände, die erst im achtzehnten Jahrhunderte in Dornwände verwandelt wurden.

Es ist unmöglich, Alles was Deutsche erfunden haben, in einen so engen Raume, als hier erlaubt ist, zusammen zu fassen. Wir müssen uns, mit der Aufzählung der vornehmsten Erfindungen begnügen. Nach dem selben Verhältnisse werde ich nun auch eine Uebersicht von den Erfindungen der Engländer geben.

2. Erfindungen der Engländer.

Es ist wahr, wenn Deutsche in frühern Zeiten die nützlichsten Erfindungen gemacht haben, so muß man den Engländern doch die allerkünstlichsten Maschinen zuschreiben, welche größten Theils in den spätern Jahrhunderten entsprangen: und diese Maschinen sind: der Strumpfwirkerstuhl, die Kämm-Krempel- und Spinnmaschinen zu Wolle und Baumwolle, die Dampfmaschinen, die Repetiruhren und die See- oder Längenuhren. Den Strumpfwirkerstuhl erfand der Magister Lee im Jahr 1589; die Kämm- Krempel- und Spinnmaschinen Richard Arkwright im Jahre 1775. Zwar hatten schon früher Spinnmaschinen (auch zu Flachs) bestanden; aber diese waren so mangelhaft gewesen, daß Arkwrights Maschinen mit Recht für ganz neue Erfindungen passiren konnten. Savary gab im Jahre 1699 den Dampfmaschinen ihren Ursprung. Was diese in der Folge durch Watts und Boultons Erfindungen gewonnen haben und wie nutzbar man sie in Bergwerken und in so vielerley Arten von Fabriken zur Betreibung von mannigfaltigen mechanischen Vorrichtungen angewandt hat, ist bekannt genug. Die Repetiruhren erfand Barlow im Jahre 1676. Die erste Seeuhr, aber noch nicht diejenige, welche man des Preises würdig fand, brachte Harrison im Jahre 1736 zu Stande.

Die Schnecke in Taschenuhren, ein ungemein sinnreiche Erfindung, wodurch man den ungleichen Zug der Feder corrigirt, verdanken wir einem Engländer. Den Regulator der Taschenuhren, die Spiralfeder, erfand Hook im Jahre 1658; den Englischen Haken oder die Ankerhemmung der großen Uhren erfand Clement im Jahre 1680; und das für die astronomischen Uhren so wichtige Rostpendul, welches die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Gang der Maschine so schön kompensirt, erfand Graham im Jahre 1740. Im Jahre 1733 brachte Blaskey große Maschinen zu Stande, womit man Uhrfedern, Uhrketten und viele andere Uhrbestandtheile in größter Geschwindigkeit und sehr genau verfertigen konnte.

Kay erfand im Jahr 1737 einen Weberstuhl worauf ein Mann die breitesten Tücher weben konnte. Clusow brachte im J. 1798. einen andern Weberstuhl an's Licht, worauf man allerley Zeuge cylindrisch zu weben vermochte. Selbst-Webemaschinen kamen aus der kunstreichen Hand eines Miller, und anderer zum Vorscheine. Everet erbaute seine große vom Wasser getriebene Schermühle zum Scheren der Tücher im Jahre 1768. Moirirmaschinen zum Wässern der seidenen Zeuge hatten die Engländer in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes erfunden; in der Mitte desselben Jahrhundertes aber die schönen Glättmaschinen zu Papier und zu Zeugen. Die Druckmaschinen mit Walzen für die Zeugmanufacturen erhielten im Jahre 1770 durch die HH. Taylor und Walker ihr Daseyn. Antis erfand sein treffliches Spinnrad, woran sich der Faden auf

der Rolle von selbst weiter hackt, ungefähr im Jahr 1796.

Waschmaschinen zum Waschen der Lumpen in Papierfabriken erfanden die Engländer in der Mitte des achtzehnten Jahrhundertes. Ungefähr zu derselben Zeit erfanden sie auch das sogenannte Pergamentpapier oder Velinpapier. Dollands achromatische Gläser setzten im Jahr 1757 allen bisherigen Erfindungen in der Optik die Krone auf. Newton brachte im Jahre 1672 das erste ordentliche Spiegelteleskop zu Stande. Er brach dadurch die Bahn zu des großen Herschels nachmahligen Erfindungen. Die Erfindung der neuen Thonwaaren (der Steingutwaaren) des Wedgwood, welche nach der Mitte des achtzehenten Jahrhundertes erfolgte, war eine der wichtigsten, die je von Engländern gemacht worden ist.

Cylindermaschinen zum Ausdehnen des Eisens in Stangen und Bleche nahmen in England ihren Ursprung; so wie die Walzenmaschinen zum Silberplattiren, zur Knopfverfertigung ꝛc. Boulton gebührt der Dank für die meisten dahin gehörigen Erfindungen. Was hat dieser treffliche Mechaniker ferner durch seine großen ungemein wirksamen Prägemaschinen geleistet! Auch seine Erfindung den Stahl einzulegen war keine der gemeinsten.

Herrliche lakirte Waaren, den Japonesischen ähnlich, kamen in England zuerst ans Licht. Das Emailliren der eisernen und kupfernen Gefäße erfand Hickling zu Birmingham im Jahr 1798. Das Kochen mit heißen Wasserdämpfen, welches man jetzt so häufig und mit so vielem Vortheile benutzt kam in England vor wenigen Jahren zuerst auf. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhundertes hatte ein Engländer den geschmolzenen Stahl oder Gußstahl erfunden. Ein anderer Engländer erfand die Kunst gegossenes Eisen zu schmieden. Ueberhaupt verdanken wir den Engländern sehr viele Erfindungen in der Eisen- und Stahlwaarenfabrication. Welche bedeutende Vortheile haben sie darin seit fünfzig Jahren entdeckt! Wie schön sind z. B. ihre neuen Stahlpolirungen, ihre Stahlvergoldungen, ihre Schleif- und und Härtungsmethoden! Noch keine Nation hat es ihnen hierin gleich gethan. Die herrliche Erfindung, Feuergewehre gegen das willkürliche Losgehen zu sichern, ist bis jetzt viel weniger nachgeahmt worden, als sie zum Besten der Menschheit verdiente.

Groß war die Englische Erfindung der Eisenwege oder Eisenbahnen, welche den Gang der Fuhrwerke so sehr erleichtern, groß die Erfindung der eisernen Brücken, der eisernen Mühlen; und vieler andere in Eisen gebauter Werke. Die Rettungsbote des Bosquets des Greatheads und anderer gereichen dieser Nation nicht minder zu großer Ehre. Welche nützliche Ideen haben sie außerdem bey ihren Fuhrwerken, bey ihrer Canalschiffahrt, und bey manchen andern Anstalten ausgeführt!

Der Bischof Fenelon in Frankreich. Eine Anekdote.

Der Verleumdung und des Neides Opfer,
Lebte Mentor Fenelon im Bann.
Sultan Ludwig und sein Mufti stießen,
Das Verbrechen seines Ruhms zu büßen,
Aus der Königsburg den Gottesmann.

Freudig war der Hirt bey seiner Herde,
Und mit ihm der Segen eingekehrt.
Menschen zu beglücken, war das Streben
Seines großen Herzens, und sein Leben
Eine Predigt, die durch Thaten lehrt.

Oft ging er, auf einen Stab gestützet,
Abends aus der Stadt mit sich allein,
Geist und Herz an der Natur zu weiden,

Oder bey dem Drange fremder Leiden
Des verwaisten Landvolks Trost zu seyn.

Einst entführten fromme Phantasien,
Bis in ein entlegnes Dörfchen ihn;
Da vernahm er aus der ersten Hütte
Laute Klagen, und mit raschem Schritte
Eilt' er an den Ort des Jammers hin.

Kinder, warum weint ihr? sprach der Gute,
Mit dem Gruß der Liebe. Gott! es ist —
Unser Vater, las er in den Blicken
Des erstaunten Paars, das voll Entzücken
Ihres Seelenhirten Rechte küßt.

Warum weint ihr? wiederhohlt der Gute.
Kann ich helfen? — Frommer Bischof, nein!
Unsre Kuh, die Ursach' unsrer Klage,
Sprach das Weib, stellt schon zwey ganze Tage,
Sich in ihrem Stalle nicht mehr ein.

Ach! es wahr die schönste Kuh im Dorfe,
Glänzend schwarz, mit einem weissen Fuß,
Sagte Niklas, zahm gleich einem Lamme,
Unser Reichthum, unser Aller Amme;
Täglich gab sie Milch im Ueberfluß.

Ey! ihr könnet ihres Gleichen finden,
Sprach der Bischof. Niemals! unterbrach
Gertrud ihn; die zog ich groß, sie kannte
Und verstand uns; wie ein Hündchen rannte
Sie uns oft bis in die Stube nach.

Franz, mein Bruder, sprach ein kleines Mädchen,
Das jetzt näher trat, ritt oft auf ihr.
Bester Herr! o laßt sie, noch am Leben,
Durch den lieben Gott uns wieder geben.
Euch versagt er nichts, das wissen wir.

Lächelnd sprach der Greis: Hört auf zu weinen!
Es ist spät; lebt wohl! auf Wiedersehn!
Er verschwand. Auf seinem halben Wege
Sah er in dem dämm'rigen Gehegen
Etwas Lebendes vorüber geh'n.

Wär es Schwäzchen! denkt er, und der Graben,
Der vom Thier' ihn trennt, wird ihm zum Stege.
Schwärzchen war's, erkannt beym ersten Blicke
An dem weißen Fuß', er führt' am Stricke,
Der am Hals im hing, es mit sich weg.

Eine Stunde Wegs um Trost zu bringen,
Ist für ihn ein Schritt. Schon klopft er an.
Oeffnet, Freunde! Schwärzchen ist gefunden.
Gott! der Herr ist's, lallten sie, und stunden
Händefaltend vor dem Gottesmann.

Mutter! rief das Mädchen auf den Knieen,
In des lieben Herrn Gestalt erscheint
Uns ein Engel. Alle fallen nieder.
Träumt ihr? ich bin einer eurer Brüder,
Sprach der Bischof, euer alter Freund.

Fromme Thränen füllen Aller Augen,
Dank und Jubel strömt' aus jedem Mund.
Schwärzchen wurde wacker ausgescholten,
Und geküßt, und Claus und Gertrud wollten
Schwören, daß es jedes Wort verstund.

Ich muß fort; man wird mich ängstlich suchen,
Sprach der Gute. Was! versetzte Claus,
Ganz allein? das laß ich nicht geschehen;
Ich, wir alle wollen mit Euch gehen.
Sprachs, und stürzte wie ein Pfeil hinaus.

Bald läßt er, vom halben Dorf begleitet,
Sich mit einer Trage wieder sehn.
Man bedecket sie mit zarten Zweigen,
Und beschwört den Greis, sie zu besteigen,
Und der Greis erhöhrt das fromme Flehn.

Nun beginnt, beym Schein der Kienholzfackel,
Der Triumphzug, und der Bischof wird
Feyerlich bis in die Stadt getragen.
Warst du je auf deinen Siegeswagen,
Ludwig, groß, wie dieser Seelenhirt?

Die Pistolen-Lehre.

Eine wahre Anekdote.

Auf dem Kaffeehause zu K. saß ein kleiner Mann, rauchte sein Pfeifchen und las Zeitungen. Er war durchaus schwarz, aber modisch angezogen: eine irdene Pfeife, ein sehr weißer feiner Jabot und ein weißes Halstuch, waren das einzige Weiß an der ganzen Kleidung des Mannes.

Kurz darauf stürmte der Major von L. herein. Ein Mann, der eine Ausnahme unter den Kameraden seines Ranges macht; der Alle brüskirt, die er sieht; dem jeder Vernünftige gern aus dem Wege geht, weil ihm immer eine Impertinenz auf der Zunge sitzt. Gleich hinter ihm folgten Lieutenante und Fähnriche.

Der Major war bei Laune. Er trat hinter den schwarzen Mann, machte Männchen und putzte, zum Schein aus Versehen, das ihm zunächst stehende Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es sich ruhig wieder an und las weiter. Jetzt kannte der Major seinen Mann, Er konnte ihm was biethen. „Guten Abend, Schulmeisterchen," sagte er, both ihm die Hand und mit demselben Griff war die irdene Pfeife in Stücken.

„Marqueur, andere Pfeife" rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Der Major nannte den kleinen schwarzen Mann einen göttlichen Kerl; da indessen weiter nichts mit ihm anzufangen war, auch der Major zu einer Parthie Whist eingeladen wurde, so ging er mit seiner kleinen Suite in ein Nebenzimmer, und man ließ den schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen, rauchte seine Pfeife und trank seinen Thee, ohne nur im mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern.

Nach einer langen Weile stand er auf, ging in das Nebenzimmer, wo der Major spielte, trat vor ihn hin, faßte ihn vorn bei einem Knopf auf der Brust und sagte, „mein Herr, morgen früh schießen wir uns."

„So, so, fiel ihm lachend der Major ins Wort. — Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit."

„Sie haben keine Schande, sich zu schießen mit mir, ich bin See-Capitän in Englisch Dienst. — Morgen früh, sechs Uhr, an dem Ende des Poetenstiegs."

Der Capitain ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort; der Herr Major lachte noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Witz wollte doch nicht mehr so recht fließen. Der schwarze Mann mußte ihm gewaltig ernst ins Gesicht gesehen haben; er ward zerstreut, machte die auffallendsten Fehler im Spiel, und er, dem sonst keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige junge Offiziere ziemlich Deutsch ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die erste Lection des schwarzen Scholarchen heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten sey.

Die ganze gestrige Gesellschaft erschien, mit dem Major, den folgenden Morgen auf dem bezeichneten Platze. Der Capitän erwartete sie schon. Er hatte seine prächtige Uniform an. Man begrüßte sich gegenseitig sehr artig.

Als die Begleiter des Majors bemerkten, daß der Capitän keinen Secundanten bey sich hatte, erboth sich einer von ihnen dazu.

„Mein Herr," antwortete der See-Capitän, „ich danke. Ich nicht brauche einen Secundanten. Ich meinen Jokay bey mir habe. Falle ich, weiß der, was zu thun. Sie alle sind Offiziere von einer Armee, die ich liebe und achte sehr hoch. Sie werden mir nicht thun lassen Unrecht der Gewalt. Herr Major, wenn Sie nicht haben Pistolen, die sind gut, so können Sie wählen Eine von meinen."

Er rief den Jokay herbei; dieser hatte ein Maroquin-Kästchen unterm Arm. Der Capitän öffnete es. Aus Indigo-Sammt-Futteralen blitz-

ten vier köstliche Pistolen heraus. Der Major dankte und meinte, er sey auf seine Pistolen eingeschossen. Er war ungemein ernsthaft und feyerlich. So hatte ihn kein Mensch noch gesehen. Die Manier des See-Capitäns brachte ihn außer Fassung. In diesem festen, ruhigen Gesichte lag sein Tod.

Die Pistolen wurden geladen, fünfzehn Schritt wurden abgemessen. Die Gegner standen auf ihren Plätzen.

„Mein Herr," hub der Secundant des Majors zum See-Capitän an „Sie sind der beleidigte Theil. Sie haben den ersten Schuß."

Der Capitän legte an. Todtenstille im Halbkreise der Zuschauer. Der Major erbleichte. Der Capitän setzte ab. „Weil der Herr Major nicht wird haben den zweyten Schuß, wenn ich habe den ersten, soll schießen der Herr Major zuerst." „Mein Herr" entgegnete der Secundant: „Sie scheinen Ihrer Kunst sehr gewiß zu seyn. Um so edler ist Ihre Verzichtleistung auf den ersten Schuß. Allein ich, wir alle hier, dürfen dieß nicht zugeben. Sie stehen hier allein ohne Secundanten. Sie haben sich unter unsern Schutz, unter unsere Gesetze gegeben. Schießen Sie."

„Nicht sicher scheinen meiner Kunst, sicher seyn. Ich nicht Wind machen kann. Meine Pistol schießen sehr gut. Sollen selber sehn." „Jockey" (rief er dem Menschen Englisch zu) „wirf etwas in die Höhe;" der junge Mensch hohlte sein Taschentuch hervor. „Nein, etwas kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so etwas."

Der Jockey brachte eine Pflaume aus der Tasche. „Gut, rief der Capitän, wirf sie hoch in die Luft;" der Junge warf hoch, der Capitän zielte, schoß und die Pflaume flog spritzend in hundert kleine Stücke von einander.

Die Umstehenden ergriff eine panische Ehrfurcht. Der Major war schon lebendig todt. Die Lippen wackelten ihm. Er wollte beherzt scheinen, er wollte dem Capitän seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm plombirt. Es ging nichts heraus, nichts hinein. Er konnte kaum Athem hohlen, die Halsbinde hätte ihm platzen mögen.

Der Capitän sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß. Er lud in Gegenwart des Secundanten seine Pistole von neuem und stellte sich auf seinen Platz. Auch der Major faßte wieder Posto. Er hatte sich ein wenig erhohlt. „Schießen Sie Herr Major."

Der Secundant wollte wieder sprechen, wollte das Recht seines Amtes wieder geltend machen, allein der Capitän ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern rief jetzt etwas rauher:

„Schießen Sie."

Der Major schoß und fehlte.

„Schießen Sie noch einmahl, Herr Major. Sie haben gezielt nicht gut. Falle ich, ist es ein Glück für die andern Herren hier. Haben gelacht gestern Abend Alle; müssen Alle sehen in meine Pistol, Einer nach dem Andern."

Diese Worte strichen wie Würgengel an den Begleitern vorüber. Jeder betheuerte sich im Innern, nicht gelacht zu haben. Der Secundant widersprach dem zweyten Schuß nicht mehr. Der Major schoß jetzt für sie Alle; liegt dieses ernste Ungeheuer nicht im Sande, so schießt es Alle, wie Sperlinge, todt. Diese Ueberzeugung hatte jetzt ein Jeder.

Der Major legte an. Ihm kam es schwarz und weiß vor die Augen. Der Mann sah ihm fest und ruhig ins Gesicht. „Gestern," sagte er endlich ein Mahl lächelnd, „war ich ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich sein Ihr großer. Sie halten zu hoch. So werden Sie mich treffen nicht." Der Major schoß und fehlte, Ein kalter Fieberblitz traf Aller Glieder. Jetzt legte der Capitän an. Er setzte wieder ab.

„Herr Major, Sie ein sehr elender Mensch sind. Ich habe gefragt gestern Abend; alle Leute haben gesprochen schlecht von Ihnen. Sie sind in zwey Minuten todt. Sind Sie fertig mit sich, mit

Welt und mit großer Gott? Beten sie fromm. Alle Menschen bitten sie ab, die Sie haben beleidigt. Und Gott erbarme sich Ihrer Seele. Meine Herren, Hüte ab; wenn wir sprechen mit großen Meister der ganzen Welt, müssen wir seyn mit unbedecktes Haupt. Beten Sie, Major. — Vater unser, der du bist im Himmel." Alle zogen die Hüte, der Jockey sein Mützchen. Eine furchtbare Pause. Keiner konnte ein Glied still halten, so hatte sie des Mannes einfache Rede ergriffen. Dem Major schlug das Herz hörbar. Er stand auf der schrecklichen Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein betender Blick flog durch die Wolken. „Amen" lispelte es von den Lippen der Umstehenden. Die Pflaume, die Pflaume hatte die Herzen gerührt.

Alle bedeckten sich jetzt wieder; die Todesstunde des Majors hatte geschlagen. Er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte, er zitterte so heftig, daß er nicht gerade aufstehen konnte.

Seine Qual zu enden, legte der Capitän rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistole dem Jockey, sagte verdrüßlich, „der Mensch ist nicht werth Englisch Pulver," und ging.

Am Abend erschien er wieder schwarz im Kaffeehause. Es neckte ihn keiner. Der Major nahm den Abschied.

Eine Kriminalgeschichte aus den Acten gezogen.

Vor großen Fehlern gehen andre stäts
Vorher; wer ein Mahl aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie die Tugend hat das Laster seine Grade,
Nie sah' man noch unschuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergeh'n.
Ein Tag macht keinen Mörder, ꝛc. ꝛc.
Schiller.

Eine Schauder erregende Begebenheit, welche sich im Jahre 1810 zu S. in W. zutrug, scheint diese Worte des Dichters widerlegen zu wollen. Johann Georg G. wurde im 14ten Jahre, nach dem Tode seiner armen Aeltern, von einem Bauer, Michael W., und dessen Weibe aus seinem Geburtsorte als Pflegesohn aufgenommen. Durch Arbeitsamkeit und gutes Betragen gewann er bald die Liebe seiner Pflegeältern und ihres einzigen Sohnes Daniel, von dem er wie ein Bruder geliebet wurde. In diesen Verhältnissen blieb er 10 Jahre lang, und erhielt während dieser Zeit unzählige Proben der Zuneigung, die er durch Dankbarkeit und Fleiß erwiderte. Zur Belohnung seines Fleißes, und weil seine armen Aeltern ihm gar kein Vermögen hinterlassen hatten, erhielt er von seinen Pflegeältern in den letzten 6 Jahren noch überdieß einen Gehalt von 40 Gulden. Doch gerade in dieser Zeit nahm seine Arbeitsamkeit ab, er wurde träge und verdrossen zum Geschäfte, und weigerte sich, zumahl an Sonn- und Feyertagen, seine gewohnten Arbeiten zu verrichten. Diese Aenderung fiel seinen Pflegeältern auf, und besonders seine Pflegemutter ließ ihn deßwegen einigemahle hart an. Darüber aufgebracht, äußerte er den Wunsch, das Haus seiner Wohlthäter zu verlassen, und erhielt hierzu die Einwilligung von ihnen. Er trat nun als Knecht in die Dienste eines sogenannten Hofbauers in L., einem Maierhofe, eine Stunde von dem Dorfe S. entfernt. Der Abschied von seinen Pflegeältern kostete ihm viele Thränen. Mit den Regungen der wärmsten Dankbarkeit schied er von seinen Wohlthätern, deren fromme Wünsche, begleitet von ihrem Segen, ihm nachfolgten. Von Zeit zu Zeit, jedoch immer seltener, besuchte er seine vormahligen Pflegeältern, und wurde von ihnen stäts wie ein guter Sohn aufgenommen. — Die Liebe seines Dienstherrn in L. erwarb sich Johann Georg gleichfalls durch Fleiß und untadelhaftes Betragen. Anna Maria E., welche auf dem Maierhofe als Magd diente, gewann gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes im Hause seine Zuneigung; er liebte sie mit aller Innigkeit der ersten Liebe. Die Folgen eines

allzuvertrauten Umgangs wurden bald sichtbar. Johann Georg hatte die Absicht, sie zu heirathen, und bewarb sich bey den Aeltern des Mädchens um ihre Einwilligung, die ihm aber wegen seiner Armuth verweigert wurde. Er versicherte indessen dem Vater seiner Geliebten, daß er in einigen Jahren die Summe von 100 Thalern erwerben wolle, und hoffe, alsdann im Besitze dieses Geldes seine Wünsche gekrönt zu sehen. Von dem Augenblicke an, als ihm über die andern Umstände seiner Geliebten kein Zweifel mehr übrig blieb, ward der Gedanke an Heirath zum festen Entschlusse, und da ihm der Besitz von 100 Thalern zur Ausführung dieses Vorhabens als nothwendig erschien, sein erspartes Vermögen sich aber nicht über 30 Gulden belief, so entstand der Gedanke, sich durch Entwendung der noch fehlenden Summe in den Stand zu setzen, sein Mädchen heirathen zu können. Seine vormahligen Pflegeältern waren wohlhabend, er wußte bestimmt, daß sie diese und noch größere Summen immer da liegen hatten, also waren sie es, die er bestehlen wollte. Sorgfältig verschwieg jedoch Johann Georg dieses Vorhaben seiner Geliebten. Die Weihnachtsfeyertage hatte er bestimmt, sein erspartes Geld den Aeltern seiner Geliebten zu zeigen, und sie nochmahls um ihre Einwilligung zu seiner Heirath zu bitten. Am vierten Sonntage des Adventes schritt er zur Ausführung seines Vorhabens. Er ging, nachdem er zuvor das Abendbrot gegessen, gegen 7 Uhr von L. nach S., und kam um 8 Uhr bey der Wohnung seiner Pflegeältern an, welche isolirt gegen 200 Schritte vom nächsten Hause entfernt stand. Sieben Personen befanden sich in dem Hause, nähmlich seine vormahligen Pflegeältern, ihr einziger Sohn, Daniel, ihre beyden Töchter, die eine von 17 Jahren und die andere von 14, die Mutter der Hausfrau, eine 74jährige Alte, und endlich der Knecht. In der Absicht, sich in das Haus zu schleichen, und während des Schlafes der Bewohner den Geldkasten zu erbrechen, verbarg sich Johann Georg in eine Wagenhütte. Er verließ seinen Schlupfwinkel, als er bemerkte, daß im Hause Alles ruhig geworden sey. Da er die Hausthür fest verschlossen fand, erwachte der Gedanke bey ihm, die Bewohner zu ermorden, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen. Ohne Geld, das war fester Vorsatz, wollte er nun ein Mahl nicht mehr heimkehren. Er pochte an die Hausthür, Daniel, der Sohn, stand vom Bette auf, öffnete die Thür, und führte ihn in die Wohnstube, in welcher die Aeltern zu Bette lagen. Johann Georg gab vor, er sey mit einem Auftrage von seinem Herrn in das nächste Städtchen geschickt worden, und wolle sich, da es ihn sehr friere, hier etwas erwärmen. Der Vater wies ihm daher, hinter dem Ofen, auf einem mit Kleesamen angefüllten Sacke einen Platz an, machte ihm aber zugleich den Vorschlag, bey ihnen zu übernachten, und ein, in seines Sohnes Kammer leerstehendes, Bette einzunehmen. J. Georg wählte das erstere, legte sich hinter den Ofen, zog seine Schuhe aus, und sprach noch gegen eine halbe Stunde mit kindlicher Unbefangenheit, wie er immer pflegte, zu den beyden Alten. Als unter diesem Gespräche die Aeltern eingeschlafen waren, ging auch der Sohn zu Bette. J. Georg blieb hinter dem Ofen liegen, ohne über die Ausführung seines schwarzen Vorhabens sogleich mit sich in's Reine zu kommen. Die Vorstellung, daß er nun ein Mahl Geld haben müsse, gab endlich den Ausschlag. Er verließ gegen halb 12 Uhr sein Lager, und hohlte, in den Strümpfen schleichend, aus der Hausflur eine Art, begab sich damit in die Kammer, in welcher Sohn und Knecht in einem Bette beysammen schliefen, und legte sich, ohne daß er von jemanden gehört wurde, in das ihm daselbst vom Vater angewiesene leer stehende Bette. Nach kurzer Zeit verließ er es wieder, trat mit der Art in der Hand, vor das Bette der Tiefschlafenden, und ermordete gleich Macbeth den Schlaf, den unbewehrten, das linde Oehl für jede Herzenswunde, die beste Speise an

des Lebens Mahl! Den Bruder, traf der erste Streich. „O Gott, was ist's?" rief der Unglückliche. Ein zweyter noch heftigerer Schlag mit dem Mordbeile preßte ihm einen furchtbar gellenden Ton aus. Der Schrey erweckte den neben ihm schlafenden Knecht. Doch im Augenblicke des Erwachens versetzte der Mörder auch ihm einen Streich vor den Kopf, worauf er zu schreyen anfing: „Hanns Jürge, du wirst uns doch nicht ermorden? Laß mich." Vom Schmerze betäubt, wurden nun die Klagetöne: „Oh! Oh!" mit anhaltender Heftigkeit von den Unglücklichen ausgestoßen. Drey bis vier schnell sich folgende Streiche an den Kopf, welche J. Georg, der Finsterniß ungeachtet, um so sichrer führte, als ihm der Platz des Unglücklichen nur zu gut bekannt war, weil er 10 Jahre lang in demselben Bette, auf der nähmlichen Stelle geschlafen hatte, brachten ihn bald zum Schweigen.

Dieß Jammergeschrey trieb den Vater aus dem Bette. Angstvoll kam er gelaufen, und rief: „Kinder, was habt ihr denn für ein gräßliches Geschrey? Ist der Hanns Jürge noch bey euch? — Daniel, wenn Dir was fehlt, so komme zu uns." Er erhielt aber von seinem Sohne, welcher nur noch zu stehnen vermochte, keine Antwort, und als auch der Knecht auf mehrmahliges Fragen: „Johann! ist der Hanns Jürge noch bey euch?" nicht antwortete, ging der Alte in die Stube zurück, hieß sein Weib aufstehen und Licht schlagen. Nun verließ auch J. Georg die Kammer, welche nur durch einen kurzen Gang vor der Wohnstube getrennt war, und eilte in dieselbe. Er ereilte den Vater, als er eben die Thür öffnete, und gab ihm mit der Axt, womit Sohn und Knecht ermordet wurden, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er todt zur Thür hineinstürzte. Der Anblick ihres erschlagenen Mannes, und das Hereintreten des Mörders, preßten der schon am Ofen mit dem Feuerzeuge stehenden Frau die Worte: „Ach Herr Gott" aus; allein auch sie stürzte ein vor den Kopf mit der Axt gegebener Streich, dem unmittelbar darauf ein zweyter in das Genick folgte, leblos zu Boden. Alle Hindernisse waren nun gehoben, welche zur Erreichung seines Zweckes, das Geld zu entwenden, dem Schändlichen im Wege standen; denn die beyden Mädchen und die alte taube Großmutter achtete der Verworfene nicht, da sie ihm unschädlich schienen. Jetzt nahm er aus den Kleidern des ermordeten Vaters die Schlüssel zu dem Geldkasten; der Kasten stand in einer an die Wohnstube gränzenden Kammer, in welcher die Großmutter allein, jedoch wachend, im Bette lag. Mit Zurücklassung der Axt ging nun J. Georg, nachdem er seine Schuhe wieder angezogen hatte, in die Kammer, öffnete den Kasten, nahm aus der ihm wohlbekannten blechernen Büchse das gesuchte Geld, und steckte es, sammt einem Geldbeutel von Leder, zu sich. Die Großmutter hatte, trotz ihrer Taubheit, das Geräusch vernommen, welches die Eröffnung des Kastens verursachte; allein die gute Alte wähnte, ihre unglückliche Tochter nehme aus demselben die Weihnachtsgeschenke, welche sie darinn verwahrt hatte, heraus, um ihre Kinder durch die heimliche Aufstellung derselben am andern Morgen beym Erwachen zu überraschen. Den Mörder verließ bey seinem abscheulichen Geschäfte die Besonnenheit so wenig, daß er sich erinnerte, der Vater trage gewöhnlich an Sonntagen mehreres Geld bey sich in der Tasche, er nahm daher auch dieses heraus, kehrte in die Kammer zurück, um den Schlüssel des Geldkastens wieder abzuziehen, und steckte ihn alsdann dem entseelten Leichname des Vaters wieder in die Tasche der Beinkleider, woraus er ihn genommen hatte. Aus der Wohnstube, wo er die Axt wieder zur Hand nahm, begab er sich in die Küche, sprengte mit derselben die Thür der Speisekammer, eröffnete den darin befindlichen Kasten des Sohnes, nahm aus demselben ein paar wollene Handschuhe, eine Tabakspfeife, und eine runde, mit farbigem Papier überzogene Schachtel, in welcher sich einige Thaler befanden, und

kehrte in die Küche zurück. Während des Mordes schon stieg der Gedanke in seiner Seele auf, die Spuren seines Verbrechens durch das Anzünden des Hauses zu vertilgen; er suchte jetzt Feuer zu bekommen. Im Ofen klimmte keine Kohle mehr. Plötzlich fiel ihm bey, daß Daniel bei seiner Pfeife immer auch Materialien zum Feuerschlagen liegen habe, er ging daher in die Speisekammer zurück, hohlte aus dem Kasten, aus welchem er die Pfeife genommen hatte, das Feuerzeug, schlug Feuer, und zündete, mit Hülfe eines Schwefelhölzchens, einen in der Wohnstube auf der Erde gefundenen Span von Buchenholze an. Zuvor überzeugte er sich noch auf's genauste von dem Tode der Aeltern. Mit diesem Spane steckte er zuerst das in der Küche befindliche Holz in Brand, und warf das Mordbeil in dasselbe. Sodann begab er sich mit dem brennenden Spane in die Kammer Daniels, an welchem er so wenig als an dem Knechte irgend eine Spur des Lebens mehr bemerkte, nahm an den von der Wand hängenden Kleidern Daniels ein paar Beinkleider, nebst Hosenheber und Weste, zog letztere sogleich an, und steckte sodann den brennenden Span in das Stroh des Bettes, worinn er vorher gelegen war. Das Bette loderte sogleich in Flammen auf. Versichert, seinen schändlichen Zweck erreicht zu haben, verließ er jetzt das Haus, und kehrte nach L. zurück. Auf dem Wege dahin versteckte er die Beinkleider Daniels in ein Gesträuch, wo sie auch nachher gefunden worden. Mit einem Theile des Geldes füllte er die entwendete Schachtel an. Als er gegen 2 Uhr unter dem Fenster seines Mädchens in L. anlangte, versteckte er zuvor die Schachtel und den entwendeten Beutel unter das vor dem Hause befindliche Holz, und stieg durch's Fenster in die Kammer der Geliebten. Seine verspätete Ankunft entschuldigte er damit, daß er bey Abfütterung des Pferdes auf dem Heu eingeschlafen sey. An seinem Betragen war keine Aenderung zu bemerken. Indessen hatte im Hause Michaels das Feuer sogleich um sich gegriffen. Die beyden Mädchen verließen, durch die Flamme aufgeschreckt, ihr Lager. Sie schlichen in eine Kammer, welche nur durch eine dünne Wand von der Wohnstube getrennt war. Die armen Geschöpfe hörten zwar die ganze Mordscene deutlich mit an, wurden aber durch die Furcht einer gleichen Mißhandlung im Bette zurückgehalten. Die Thür ihrer Kammer stand schon in Flammen, kaum hatten sie noch Zeit, sich zu kleiden, und waren genöthigt, zum Fenster hinaus in den Garten zu springen. Sie eilten sogleich nach dem Hause des Nachbars, und riefen ihn zu Hülfe. Dieser fand das Haus schon in vollen Flammen. Er eilte zuerst der 74jährigen Großmutter zu Hülfe, welche zu ihrem Kammerladen hinaus in herzzerreißenden Klagetönen sein Mitleid anflehte. Sie war seit dem Augenblicke, als J. Georg den Kasten in ihrer Kammer eröffnet hatte, nicht mehr eingeschlafen, ohne indeß wegen ihrer Taubheit von dem Vorgange etwas zu hören. Durch den bald hierauf eindringenden Rauch wurde sie genöthigt, aufzustehen. Sie eilte nach der Wohnstube, als sie aber auf ihre Frage nach der Ursache des Rauches keine Antwort erhielt, ging sie nach der Kammer Daniels, aus welcher ihr bey Eröffnung der Thür die Flamme schon entgegen loderte. Durch Anlegung einer Leiter wurde die fast zu Tode geängstigte Alte glücklich vom Nachbar gerettet. Das Nichterscheinen der übrigen Bewohner des Hauses erregte natürlich die Aufmerksamkeit des Nachbars, und er legte deswegen die Leiter an das Fenster der Wohnstube an, während er seinen Knechten befahl, das im Stalle befindliche Vieh und Geräthe zu retten. Vom Fenster aus konnte er die ganze Wohnstube überschauen, und mit Entsetzen erblickte er die entseelten Leichname Michaels und seines Weibes. Er rief sie mehrere Mahle beym Nahmen, erhielt aber keine Antwort, und mußte nun, durch die herabstürzenden Dachziegeln genöthigt, die Leiter verlassen. Auch in L. wurde, nachdem J. Ge-

org schon vier Stunden im Bette lag, Feuerlärm. Er stand auf, ließ die entwendete Pfeife und Handschuhe in der Kammer seines Mädchens zurück, nachdem er sie zuvor sorgfältig, ohne ihr Wissen, versteckt hatte, und eilte mit den übrigen Löschenden der Brandstätte zu. Nach den Körpern der Vermißten wurde sogleich unter dem Schutte nachgesucht, und Theile von ihnen hervorgezogen. In dem gleich hierauf vorgenommenen Verhöre befragte der Beamte des Distriktes die Großmutter, welche aber fast gar keine Auskunft zu geben im Stande war. Befriedigend und ziemlich bestimmt hingegen erschienen die Aussagen der beyden Mädchen in Rücksicht des Thäters. Uebereinstimmend gaben sie J. Georgen als solchen an. Er wurde daher bey seinem Erscheinen auf der Brandstätte alsobald ergriffen. Die auf seinen Kleidern entdeckten Blutflecken und die in seiner Tasche vorgefundene Geldsumme von 40 Gulden, in Verbindung mit der Anklage, gaben dem Verdachte beinahe Gewißheit. Auch seine Geliebte wurde verhaftet, weil man mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen durfte, daß sie um das Verbrechen wisse. Im Verhöre wurde ihre Unschuld indessen bald klar. Auch die Unbefangenheit, mit welcher sich J. Georg in den ersten Verhören betrug, schienen im Anfange für seine Unschuld zu zeugen, am meisten aber der Umstand, daß er durch Augenzeugen erwies, seine Kleider durch ungewöhnlich starkes Bluten aus der Nase befleckt zu haben. Das bey ihm vorgefundene Geld liquidirte er gleichfalls ziemlich befriedigend. Neuen gegründeten Verdacht erweckten jedoch die in der Kammer seines Mädchens gefundene Tabakspfeife und die Handschuhe Danieks. Auch wurde zu derselben Zeit dicht unter dem Kammerfenster seiner Geliebten ein Beutel mit 30 Gulden entdeckt, welcher unter einer Pflugschleife verborgen war. Diese Entdeckung veranlaßte den Beamten zu einer genauern Untersuchung, deren Resultat die mit farbigem Papier überzogene Schachtel war, welche verschiedene Geldsorten und einen Ring von Metall mit einem Sigille enthielt. J. Georg fuhr indessen fort, in allen Verhören auf's hartnäckigste zu läugnen, als ihn aber endlich der Beamte, nachdem er mehrere Stunden lang seine Unschuld betheuert hatte, vor ein Tischchen führte, auf welchem der Geldbeutel nebst der erwähnten Schachtel verdeckt lagen, und ihm dieselben zeigte; da schauderte der Verbrecher zusammen, heftete seine Blicke sprachlos an den Boden, und nach langem dumpfen Schweigen bebten die fast unarticulirten Laute von seinen blassen Lippen: „Ja, ich bin's — ich kann nicht mehr läugnen." — Dem, zur fixen Idee gewordenen, Gedanken, im Besitze von Gelde seyn zu müssen, um das von ihm schwangere Mädchen heirathen zu können, maß er allein den Entschluß zu der abscheulichen That bey. Beym ersten Mordstreiche, welchen er grausam gegen den Bruder führte, habe es ihn gereut, sagte er, aber der Gedanke, daß diese schreckliche That nicht verschwiegen bleiben könne, wenn er die andern nicht ermorde, habe ihn bewogen, auch sie dem Beile zu opfern. Zugleich sprach er jedermann von Mitwissenschaft oder irgend einem Antheile an dem Verbrechen los. — Die Gesetze erkannten dem Verbrecher die Todesstrafe zu, welche auch an ihm vollzogen wurde.

Die Kirche zu St. Barbara.

Eine buchstäbliche wahre Gespenster-Geschichte.

Von einem fröhlichen Abendschmause ging ich eines Sonntages spät um eilf Uhr nach Hause. Mein Weg führte mich über den Kirchhof. Zufällig fiel mein Blick auf die alte schwarze Kirche zu St. Barbara. Es war Licht darin.

Ich stutzte. Ich glaubte anfänglich, daß ich mich täusche. Aber je mehr ich mein Auge auf die langen hohen Fenster heftete, je deutlicher be-

merkte ich die sonderbare Helle in der Gegend des Altares.

„Vielleicht," dachte ich, „brennt jenseits der Kirche in einem der an den Kirchhof stoßenden Häuser ein helles Licht, dessen Schein durch die Kirchenfenster fällt."

Ich ging um die Kirche herum. Kein einziges Fenster der hier stehenden Häuser war erleuchtet. Die Bewohner derselben schliefen schon alle in stiller Ruhe.

Jetzt waren nur zwey Fälle denkbar. Entweder hatte der Küster noch ein Geschäft in der Kirche, indessen war dieß nicht recht wahrscheinlich, denn was sollte der in der Mitternachtstunde hier zu thun haben; oder im Gotteshause trieb ein Kirchenräuber sein Wesen. An eine übernatürliche Erscheinung dachte meine Seele nicht.

Die Kirche war in der Form eines Kreuzes gebaut. Vorn unter dem Thurme war der Haupteingang; die beyden andern Thüren waren an dem Ende des Kreuzes; hinten am Kopfe des letztern stand der Altar.

Ich ging leisen Schrittes an alle drey Thüren, und versuchte mit möglichster Behutsamkeit, ob eine geöffnet sey; aber sie waren alle drey sorgfältig versperret. Alle Fenster waren unbeschädigt und geschlossen, auch waren die Fensterböschungen so hoch, daß ohne Leiter niemand hätte einsteigen können, und eine solche Leiter war nirgends zu sehen. Also konnte weder der Küster noch ein Räuber in der Kirche seyn. Ich horchte durch die Schlüssellöcher. Man hörte keinen Laut, keinen Tritt, keine Bewegung. Alles war still, wie in einem Grabe. Die Beleuchtung der Gegend des Altares war schwach und blieb unverändert. Wäre es eine katholische Kirche gewesen, so hätte ich den blassen Schein für den Schimmer der ewigen Lampe gehalten. Aber so wußte ich mir durchaus das Räthsel nicht zu lösen. Mein Schleichen, mein Horchen, mein leises Athmen hatte mich furchtsam und bedächtlich gemacht. Eine ferne Ahndung des Uebernatürlichen schwebte mir unvermerkt näher. In der Kirche waren mehrere Grüften für die ersten Familien der Stadt. Unlängst erst hatte man eine junge Gräfinn hier beygesetzt. Sie schlief den stillen Schlaf der Ewigkeit in der Nähe des Altares. Ein heimlicher Frost streifte mir über die Haut.

Ununtersucht konnte ich die Sache nicht lassen. Aber allein konnte ich nichts thun. In der Kirche nur war die Auflösung zu finden, und dazu bedurfte ich der Schlüssel.

Der Küster wohnte dicht nebenbey. Ich pochte ihn mit möglichst wenigem Geräusche heraus. Immer hatte ich die Augen auf die Gegend des Altares gerichtet, aus Furcht, die Helle möchte unterdessen verschwinden.

Endlich steckte der Küster den Kopf mit der Schlafmütze zum Fenster heraus. Ich erzählte ihm leise, was ich gesehen; ich führte seinen Blick auf die Kirche. Er erschrack, als er das Licht wahr nahm.

Er schloß mir die Thür auf, ließ mich herein, schlug Licht an, und ließ sich Alles erzählen, was ich gesehen und bemerkt hatte.

„Lieber Herr," hob er dann an, „da lassen Sie uns davon bleiben! da geht etwas vor, das wir beyde nicht überwältigen können. Bestimmt sind das Dinge der Unterwelt."

„Possen, Herr Küster, wie können Sie, verständiger Mann, solch albernes Zeug glauben."

„Nicht Possen, lieber Herr; ich bin ein alter Mann, und weiß, was in meiner Kirche vorgeht, darauf verlassen Sie sich. Jetzt weiß ich es." Er sann eine Weile, dann murmelte er vor sich hin: „Bey Gott, es trifft Alles. Auf ein Haar trifft alles."

„Nun was wissen Sie dann? was trifft dann Alles?" fragte ich, durch seine satzweisen Aeußerungen noch aufgeregter, und mit ängstlichem Blick auf die Kirche, in der die räthselhafte Helle noch sichtbar war.

„Ein tiefer Erdgang führt zur Kirche. Hinter dem Altare war sonst sein Ende. Lange, lange vor meiner Zeit ist der Gang verschüttet, und die Fallthür hinter dem Altare vermauert worden, aber — Sie wissen doch, das die junge Gräfinn vorigen Freytag in der Kirche ist beygesetzt worden?"

„Ja! nun?"

„Vor hundert Jahren starb eine junge Gräfinn aus demselben Hause. Es war die Gräfinn Hedwig, sie liegt unter der Kupferplatte am Taufstein.

„Ich weiß, ich weiß; nun?"

„Da hat es gebrannt in der Kirche, drey Nächte hindurch, ein stilles heiliges Feuer. Keiner hat es löschen mögen, keiner hat es gekonnt. Kurz vor dem Tode meines seligen Vorgängers, das sind nun fünf und vierzig Jahre, starb die Gräfinn Erdmuthe aus dem nähmlichen Hause, acht Tage vor ihrer Hochzeit. Das schwarze Marmormonument unter der gräflichen Kapelle bezeichnet ihre Grabstätte."

„Nun, und?"

„Nun, und drey Nächte hat es gebrannt in der Kirche, das haben Hunderte von Menschen gesehen, und mein Antecessor hat den Tod davon gehabt.

„Den Tod?"

„Den Tod! wie ich Ihnen sage. Auf welche Weise, hat er nie erzählt; aber ich will tausend Eide schwören, daß das wahr ist. Jetzt, die junge Gräfinn Mathilde liegt kaum in der Erde, da brennt es wieder. Nun, was meinen Sie dazu? Soll ich mir etwann auch den Tod hohlen? Nein! Lassen sie die arme Gräfinn in Frieden ruhen, Gott sey ihrer jungen Seele gnädig!"

Der Mann hatte mich durch seine flüsternde Rede in meinem Glauben wankend gemacht. Das Licht in der Kirche brannte noch. Es ward mir nicht recht gemüthlich. „Nun, und der Erdgang, von dem Sie vorhin sprachen, was hat der mit der Sache zu thun?"

„Ja! wie man sagt, hat er in dunkeln Krümmungen, drey Lachter tief unter Tage, zum gräflichen Schlosse geführt."

„Nun, Herr Küster! da sind wir dem Aufschlusse ja nahe. Vielleicht sind die Mitglieder des gräflichen Hauses, durch ein altes Familiengesetz verbunden, jeder gräflichen Jungfrau, die der Tod aus ihrem Kreise führte, drey Nächte hindurch, ein stilles Todtenopfer, bey der Gruft der Geschiedenen zu bringen? oder — Sie entsinnen sich, daß Gräfinn Mathilde im Sarge mit einem weissen, reich in Silber gestickten Todtenkleide angethan war; an dem Finger ihrer Rechten blitzte ein Diamantring, im Haar kleine Juwelen; sollten vielleicht, mittels des unterirdischen Ganges, raubsüchtige Menschen —"

„Erstlich brauchte man dazu nicht dreyer Nächte, und dann, was die Hauptsache ist, lieber Freund, Sie vergessen, daß der Gang verschüttet und die Fallthür vermauert ist."

„Wissen Sie das gewiß? ganz gewiß!

„Die Verschüttung!" entgegnete er langsam und jetzt selbst gespannt, „die Verschüttung weiß ich nicht ganz gewiß. Daß ist mir nur so gesagt worden, aber daß die Fallthür vermauert ist, das ist Thatsache. Sie selbst sind ja, beim Communiciren, hinter dem Altare weggegangen und werden dort keine Fallthür bemerkt haben. An den großen eingelegten Fliesen bemerkt man noch jetzt die Stelle, wo die Fallthür gewesen ist."

„Gut! Aber ist es dann nicht möglich, daß man sich, vom Erdgange aus, einen andern Ausweg in die Kirche verschafft haben kann?"

„Ohne das ich es bemerkt haben sollte? Nein, lieber Herr, das ist nicht möglich!"

„Der ganze Raum vor dem Altare ist eine große, weite Gruft: oben liegt Platte neben Platte bald von Zinn, bald von Kupfer, unten stehen die Särge. Wie leicht ist es, aus dem Erdgange sich

zu dieser großen Gruft durchzubrechen, wie leicht dann, eine jener Platten von unten aufzuheben?

„Ja, bey meiner armen Seele, Herr, das wäre möglich!"

„Nun, und so ist es! Kommen Sie in die Kirche, in einer halben Viertelstunde haben wir völligen Aufschluß."

„Wir! in die Kirche? Jetzt! Um Gotteswillen nicht. Wir haben ja schon den Aufschluß. Es ist ja schon Alles ganz klar!"

„Was dann?"

„Nun, der Aufschluß!"

„Der Aufschluß? Nun, was haben Sie dann aufgeschloßen?"

„Je nun — das Licht, die Gräfinn Mathilde und der Erdgang, das hängt Alles zusammen, ganz natürlich zusammen."

„So helle seh' ich das noch nicht. Wir wissen eigentlich alle beyde noch nichts, als daß ein Licht in der Kirche brennt. Das übrige sind bloße Vermuthungen. Sie sind ein kluger lieber Mann; bleiben Sie nicht auf halbem Wege stehen!"

„Mein Vorgänger ist an der Geschichte gestorben. Mein Vorvorgänger vielleicht auch. Wer weiß das! Ich habe nicht die mindeste Lust, über die Gräfinn Mathilde in's Gras zu beißen. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz!"

„Deines Amtes nicht ist? Herr! Allerdings ist es Ihres Amtes! Die Kirche zu St. Barbara ist Ihnen anvertraut. Was würde das Ihnen vorgesetzte Kirchen-Collegium sagen, wenn ich morgen erzählte, daß Sie sich geweigert hätten, mit mir zu gehen. Ich fordere Sie bey ihrem Diensteide auf; kommen Sie!"

„Allein gehe ich nicht," sagte der Küster verdrüßlich und kleinlaut; „lassen Sie uns wenigstens Matthesen mitnehmen."

„Wer ist Matthesen?"

„Matthes heißt er; es ist mein Hausknecht."

Mit dem Vorschlage war ich zufrieden. Der Mensch schlief wie ein Erschlagener; endlich rüttelten wir ihn auf. Der Küster schrie ihm in die Ohren: „In St. Barbara brennt es. Die hochselige Gräfinn Mathilde geht um. Der Erdgang ist durchgebrochen, die Gruftplatten sind gelüftet!" Da sprang der Erschrockene mit beyden Beinen zugleich aus dem Bette. In der ersten Betäubung fuhr er, statt in die Beinkleider, mit den Füßen in die Armlöcher seiner Jacke, und glaubte sich behext, als er mit dem Anzuge nicht fertig werden konnte.

Nach und nach erhohlte er sich endlich, und als er hörte, daß sich das Brennen in St. Barbara, auf den bloßen Schein eines schwachen Lichtes bezöge, so erzählte er, daß er das nähmliche schon gestern und vorgestern Abend bemerkt habe.

Heute war also die dritte, und wenn des Kirchners Chronik wahr war, die letzte Nacht. Die Uhr ging auf Zwölfe; dann sollen ja alle nächtliche Erscheinungen der Art gewöhnlich sich enden. Wir mußten also eilen, wenn wir nicht zu spät kommen wollten.

Matthes war ein vernünftiger Mensch! Mit Licht, meinte er, müßten wir uns vor Allem andern versehen. Möchten nun Geister oder Menschen in der St. Barbara hausen, Licht könnten beyde nicht vertragen. Er nahm daher eine Laterne mit, jeder von uns beyden aber erhielt ein Altarlicht in die Hand. Diese brannten heller als die gewöhnlichen, weil es starke Wachslichter waren; auch war, nach Matthesens Ansichten, ein solches Altarlicht doch, gewissermaßen, ein Schutzbrief gegen alle Anfechtungen des Teufels und seiner Genossen. Uebrigens hatte Matthes einen respectablen Prügel, ich war mit einem kurzen Spanischen Rohre versehen, und der Küster ergriff, in der Angst seines Herzens, ein langes Lineal.

So bewaffnet traten wir dann unsere nächtliche Recognoscirung an. Ich wurde durch Matthesens ruhiges Benehmen ermuthiget, und der Küster schien, durch das ihm vor die Augen ge-

schobene Kirchen-Collegium, auch ein bißchen Courage mehr bekommen zu haben.

Unsern Operationsplan hatte Matthes entworfen. Zur Hauptthür, vornen unter dem Thurme, wollten wir hinein gehen. Wir hatten dann die ganze länge der Kirche vor uns, und konnten Zeit gewinnen, unsere weitern Maßregeln zu besprechen, wenn wir erst die beleuchtete Gegend des Altares, in der weitesten Entfernung, überschauet hätten. Matthes wollte mit der Laterne an der Kirchthür Posto fassen, um uns, unsere vorzüglichste Waffe, das Licht zu erhalten. Wir beyde sollten dann unsere Lichter anzünden und in dem Haupt-Mittelgange der Kirche, herauf, nach dem Altare zu gehen. In der Mitte, in der Gegend des Taufsteines, sollte der Küster stehen bleiben; ich aber sollte nun vorwärts gehen, und den Altar und seine Umgebungen recognosciren. So war Matthesens Plan. Matthes hatte recht hübsche strategisch-tactische Kenntnisse. Die hätte ihm weder der Herr von Massenbach, noch der selige Bülow abstreiten können. Mich schickte er auf die Spitze hinaus: ich sollte den ersten Vortrab machen. Der Küster war das Hauptkorps, und Matthes selbst bildete die Reserve. Wurden die Armeen des ersten und zweyten Treffens geschlagen und zum Rückzuge genöthiget, so wäre er der erste, der Reißaus nehmen konnte; er durfte nur einen Schritt über die Kirchthürschwelle thun, und er wäre im Freyen. Indessen, mir ging es, wie manchen Generalen, ich billigte den Schlachtplan, weil ich ihn noch nicht recht übersehen konnte; auf dem Platze selbst, dachte ich, wird sich das Weitere schon ergeben.

Der Küster war bedächtiger. Er bestimmte wenigstens die große Kirchthür zum Sammelplatz, im Falle wir retiriren müßten. Matthes aber, der durch seines Herrn Zaghaftigkeit das Herz bekommen hatte, sich über in lustig zu machen, meinte, von der Retraite müßte gar nicht die Rede seyn. Das Hauptcorps zog sich die Schlafmütze tiefer über die Ohren und brummte, zwischen den Zähnen: „Du hast gut sprechen, Du stehst an der Kirchthür.“ Ich schlug nur noch Eine Kriegslist vor; nähmlich ich gab den Tagesbefehl, daß, wenn einer schrie, die beyden andern aus Leibeskräften mitzuschreyen anfangen sollten, damit die Gegner eine unsichtbare Mehrzahl unserer Parthie im Hintergrunde fürchten müßten, wenn sie auf einen Einzelnen von uns stoßen sollten.

Unter diesen Verabredungen waren wir auf den Zehen vor die große Kirchenthür gekommen.

Der Küster steckte langsam den Schlüssel in das Schloß. In diesem Augenblicke schlug oben auf dem hohen Thurme die Uhr drey viertel auf Zwölfe.

Das Knarren der großen Uhrräder, das Ausheben des Hammers, die dumpfen drey Schläge, ihr Verhallen in der stillen dunkeln Mitternacht. — Mir sank das Herz, die Brust engte sich zusammen. Ich athmete schwerer.

Meine Begleiter, von den verhängnißvollen drey Schlägen nicht minder ergriffen, sprachen kein Wort. Wir traten in stummer Erwartung leise in die Kirche.

Jetzt standen wir zwischen der Kirchthür und dem hölzernen Verschlage, der in großen Kirchen, zur Vermeidung der Zugluft, gewöhnlich angebracht ist, und hier mit einer in Rollen gehenden Thür versehen war.

Der Küster und ich zündeten nun unsere Lichter an. Nach dem Sinne des Wortes soll man von einem Lieutenant (Lieu-tenant) das Standhalten erwarten. Man hat aber der Exempel, daß dieser Sinn manches Mahl verfehlt worden ist. Ich mußte von meinen beyden Generallieutenants ein Gleiches befürchten. Liefen sie davon, so wäre ich verlesen. Ich ließ mir also noch von beyden Hand und Wort darauf geben, daß wir treu an einander halten wollten, und keiner ohne die beyden andern zur Kirche hinaus gehen sollte. Sie bekundeten dieß durch ihren Handschlag. Des alten Küsters Rechte zitterte. Matthes, der, ohne in

seinem Leben ein Marschreglement gelesen zu haben, von der Verpflegung einer Armee ganz vortreffliche Begriffe hatte, hohlte ein Fläschchen Kümmel hervor, gab jedem einen derben Schluck, und nun zog er die Rollenthür des Verschlages behuthsam auf; wir beyde traten ein. Matthes blieb außerhalb des Verschlages mit der Laterne stehen.

Unser Blick eilte unsern Schritten voraus. „Bey dem ewigen Gott im hohen Himmel," flüsterte heimlich der Küster, „am Altare ist es helle."

Wir gingen langsam vorwärts. In meine Beinröhren senkte sich kaltes Bley, so schwer wurden wir die Füße. Die nächtliche Stille in dem Hause des Höchsten, die kalte Grabesluft, das schwarze Dunkel, die Oede in dem himmelhohen langen Gewölbe — und nun der unerklärliche Schimmer am Altare, — hundert Mahl lieber hätte ich auf eine Batterie stürmen wollen. Da erhohlt man sich doch. Da lüftet sich die Brust durch den Angriff selbst; aber hier dieses Lauern, dieses Athem an sich halten, dieses todte Schweigen!

Unsere Blicke spähten rechts und links in die Frauenstühle und in die Seitengänge, aber wir gewahrten nichts Verdächtiges. Wir standen still und horchten, aber auch nicht das Mindeste ließ sich vernehmen. Wir hätten können eine Milbe athmen hören. Die ganze Kirche war ein weites Grab.

Am Taufsteine gingen unsere beyden Lichter mit Einem Mahle aus.

„Zünden Sie Ihr Licht bey Matthes an, kommen Sie aber bald wieder," sagte ich, die letze Kraft noch sammelnd, zum Küster, und erhaschte den Taufstein, denn mir ward schwarz vor den Augen, ein nie gekannter Schwindel wandelte mich an, ich glaubte, umsinken zu müssen. Meine Wangen waren erkaltet, meine Stirn glühte. Frost durchschauderte alle meine Glieder, ich glaube, ich hatte ein complettes Kanonenfieber.

Lachen Sie mich nicht aus, meine Leser! Jetzt diese Druckschrift in der Hand, bey dem Ofen im sichern freundlichen Stübchen, läßt sich das alles ohne Furcht lesen. Hätten Sie nur an dem Taufsteine, mitten in der weiten todtenstillen Kirche, gestanden, das Lachen wäre Ihnen wahrhaftig vergangen.

Ich stand auf der Gruft der Gräfinn Hedwig. In dem Augenblicke, daß der Küster die Rollthür des hölzernen Verschlages hinter sich hatte, und ich nun in der Kirche allein, ganz allein mich befand, strich ein scharfer Zugwind an meinem Gesichte schnell vorüber; unter meinen Füßen regte sich etwas lebendiges in der Gruft. Ich trat wie electrisirt von der kupfernen Platte weg. Meine Knie flogen. Das Herz hörte mir auf zu schlagen.

Das Licht auf dem Altare stand mit der Gruft der Gräfinn Hedwig in Beziehung. Das ahnete ich nun deutlich. Wie nahe aber, oder wie fern? — Dieß tiefe Räthsel sollte sich noch lösen. Gräfinn Hedwig ruhte seit einem Jahrhunderte unter der kupfernen Platte. Die konnte es nicht seyn. So viel Besinnung hatte ich noch, um dieß bestimmt nicht zu glauben.

Eine halbe Minute darauf sah ich nach dem Altare wieder hin. Eine weibliche Figur stand vor demselben, und beugte den Kopf tief nieder auf den Tisch des Herrn. Sie stand mit dem Rücken gegen mich gewendet. Lange stierte ich nach dem Altare hin. Mein kurzsichtiges Auge erreichte nichts Weiteres. Die Umrisse der weiblichen Figur unterschied ich kaum deutlich. Meine Entfernung von ihr betrug über achtzig Schritte; zwischen mir und ihr lag dunkle Nacht. Aber ihr Niederbeugen die Bewegung ihrer Arme bemerkte ich ganz genau. Auch über ihre Kleidung konnte ich nichts Bestimmtes wahrnehmen. Nur so viel sah ich, daß sie eine Art von mehr als gewöhnlich dickem Umschlingetuch über dem Halse trug.

Jetzt schlug es oben auf dem Kirchthurme zwölfe. Die Figur ging, mit herunterhängenden gefalteten Händen, langsam hinter den Altar.

Ich hörte ihren Geisterritt nicht; ich sah sie nur gehen. Das Licht auf dem Altare brannte jetzt heller, sein Schein breitete sich viel weiter, als vorhin, aus.

Eine schauerliche Ahndung der Geisterwelt trat mir näher vor die bange Seele. Ich selbst gehörte der Erde schon nicht mehr an.

Endlich kam der Küster mit dem angezündeten Lichte. Eine schreckhafte Gestalt. Das erdfahle ernste Gesicht in der gelblichweißen Schlafmütze; eine schwarze Weste; die weißen Flanellärmel der Unterweste, schwarze Beinkleider mit schwarzen Glasknöpfen, einen schwarzen und einen weißen Strumpf an, — eine Folge des ersten Schreckens bey dem Anziehen. — Das lange Lineal unter dem Arme, das im Schatten, in der Größe eines gigantischen Mastbaumes, an den Emporkirchen sich hindehnte — und nun das niedergeschlagene muthlose Auge unter den dickgewölbten Bramen. Nein, der Mensch war nicht geschaffen, um mich an ihn zu lehnen; und doch dankte ich Gott, daß ich ihn sah; war es doch wenigstens ein lebendiges Wesen.

Ich lispelte ihm in das Ohr, was ich gesehen, und zündete mein Licht an dem seinigen an, „Das ist," sagte der vor Schrecken Erstarrte, „das ist Gräfinn Hedwig. So hängt sie gemahlt im gräflichen Schlosse. Die Wulst um den Hals war einst Mode."

Er hatte kaum die Worte auser den Lippen, so verlöschten wieder unsere beyden Lichter, als ob sie von einem unsichtbaren Wesen absichtlich ausgeblasen würden.

„Nun so geh' ich ohne Licht," sagte ich entschlossen. Der erste Paroxismus meines Kanonenfiebers hatte sich gelegt, meine Brust wölbte sich freyer. Ich wollte dem Küster und seinem Matthes ein heroisches Vorbild geben. Daß mein Rückfall so nahe war, ahndete ich nicht.

Gedankenlos behielt ich die erlöschte Altarkerze in der Linken. Mit meiner Rechten umkrampte ich die kurze Spanische Badine, und verpflichtete den Küster, auf dem Platze auszuhalten, und mir mit lautem Geschreye zu Hülfe zu eilen, wenn ich ihm zuriefe, daß ich deren bedürfe. Ich zog meine Schuh aus, um desto leiser auftreten zu können.

Ich ging mit aller möglichen Fassung nun vorwärts auf den Altar zu. Der Chor, so nennt man in manchen Kirchen den Vorplatz des Altares, war durch ein niedriges Gitter, von dem übrigen Raume der Kirche geschieden, gleichsam als sey hier das Allerheiligste des Tempels. Das Gitter hatte auf beyden Seiten Thüren; ich öffnete die eine, sie fiel hinter mir wieder zu, und so war ich von meinem Succurs, dem Küster, geschieden.

Das Licht auf dem Altare verbreitete über den ganzen Vorplatz eine ziemliche Helle, so, daß ich alle Gegenstände hier genau wahrnehmen konnte. Die Gruft der vor wenigen Tagen eingesenkten Gräfinn Mathilde war offen; der Deckel derselben, eine Zinnplatte, lag dicht daneben. Rechts war die Sakristey. Die Thür der letztern stand offen. Mathilde, das unglückliche siebenzehnjährige Grafenkind, an einem Nervenfieber schnell gestorben, lag, im silbergestickten Todtenkleide, ohne Kopf, auf dem Tische.

Die Haare standen mir zu Berge. Ein eiskalter Schauder fieberte mir durch alle Glieder. Die Zähne zitterten unwillkürlich im Munde, ich fror, daß ich kaum athmen konnte.

Es grauste sich in mir, weiter zu gehen. Aber vor die Sakristey-Thür wieder vorbey, konnte ich unmöglich. Ich wollte den Küster rufen, allein ich hatte keinen Laut in der Kehle. Fünfzehn Schritte noch hatte ich bis zum Altare. Dort wollte ich ruhen. Alle Kraft war von mir geschwunden.

Ich warf mich auf die unterste Stufe des Altares. Das Bild des Erlösers am Kreuze, im großen Altarsblatte, goß wieder Ruhe in mein Herz. Zu seinen Füßen lag die heilige Barbara und bethete, die Hände zum nächtlichen Himmel gehoben. Im Gesichte der Knienden lag

der Jammer einer ganzen Welt. Je länger man die Züge der stillen Dulderinn betrachtete, je mehr sah man, daß ihr andächtiges Flehen ihre tiefen Leiden linderte. Wehmüthiges Entzücken sprach das fromme Auge. Die Thräne des Kummers entrann der naß geweinten Wange, und leise Hoffnung, daß der Gekreuzigte ihr andächtiges Gebeth gehört, schwebte auf den bebenden Lippen.

Auch mir ward es leichter um die beengte Brust. Ich hatte mich wieder gesammelt. Neu ermuthiget stand ich auf, um das räthselhafte Licht, das jenes köstliche Altarbild von unten herauf, magisch beleuchtete, nun näher zu untersuchen.

Eine kleine Blechlampe, sparsam mit Oehle getränkt, stand auf dem Altartische.

Wer diese verdächtige Lampe hierher gesetzt, blieb mir noch dunkel. Sie flackerte, als ob sie eben verlöschen wollte. Jetzt dankte ich dem Himmel, daß ich meine Wachskerze mit mir genommen hatte; ich zündete sie eilends an dem sterbenden Lichte der Lampe an, und — Matthes hatte Recht — dieß helle Licht in der Hand war mir lieber, als eine mit Kartätschen geladene Kanone.

Hinter den Altar war jenes geistige Wesen gegangen. Dort mußte ich das Ende meiner fürchterlichen Ahnungen suchen.

Leise schlich ich mich vom Altare herunter, und begann nun den letzten Gang.

Ich drückte mich hart an die Mauer an, aus Besorgniß, daß jemand hinter dem Altare hervorspringen möchte, der, wenn ich dem Altare zu nahe wäre, mich gleich hätte fassen können. Kaum hatte ich einige Schritte vorwärts gethan, als ich den Aufschluß unserer Schreckensnacht vor mir sah. Die Fliesen, die an die Stelle der Fallthür eingemauert gewesen waren, lagen alle herausgehoben und aufgeschichtet, neben der Oeffnung des unterirdischen Ganges. Schutt und Erde waren rings herum frisch aufgeworfen.

Ich schwankte zwischen Weitergehen oder Umkehren. Wandelten Geister oder Menschen hier auf diesem grausenden Wege? Wer hatte die Gruft der entschlummerten Mathilde gelüftet? Wer ihr die letzte Ruhe nicht gegönnt, und ihren Körper so gräßlich verstümmelt? Wer hatte die immer geschlossene Sakristeythür gesprengt? Was hatte in Hedwigs hundertjährigem Grabe sich geregt? Wer hatte die Blechlampe auf den Altar gesetzt, um in dunkler Mitternacht diese heimlichen Schauderthaten zu beleuchten? Wer durchirrte in diesen schrecklichen Stunden alle die stillen Grüften hier, und störte die Todten in ihrem ewigen Schlafe? Wer? und warum?

Noch übersah ich nicht die ganze hintere Rückwand des Altars. Ich mußte noch einige Schritte vorwärts gehen.

Kalt: wie feiner Eisthau, hauchte mir die feuchte Moderluft aus dem geöffneten Erdgange entgegen. Ich stand, im Innersten von neuem erbebt, lange nur mit halber Besinnung.

Den Erdgang hinabzusteigen — nein, das war mir nicht möglich. Aber näher treten, hinab sehen in die Vorhalle dieses geheimnißvollen Weges, wollte ich.

Kaum hatte ich einige Schritte gethan, als ich dicht an der hintern Rückwand des Altares etwas erblickte. Ob Mensch, oder Erscheinung, konnte ich im ersten Augenblicke nicht beurtheilen. Es war gestaltet, wie eine Mumie.

„Wer ist das?" sagte ich halb laut. Ich wollte es stärker sagen, aber die Luftröhre war mir eng zusammengezogen.

Es rührte sich nicht.

„Wer ist dann das?" sagte ich jetzt etwas lauter, hielt den Stock nach der Mumien-Gestalt weit vorgerichtet, trat näher und wandte meine Kerze darauf hin, um deutlicher sie besehen zu können.

Die Spitze meines Stockes hatte sie leise berührt. Sie entfaltete sich langsam.

Großer heiliger Gott, es war Hedwig, mit

der Wulst um den Hals, wie sie der Küster im gräflichen Schlosse gesehen hatte.

Sie richtete sich in die Höhe, bemerkte mich, schrie laut auf: „Jesus, Jesus!" und schlug die dürren Todtenhände klappernd in einander.

Jetzt hatte mein Schrecken keine Gränzen; ich brüllte mehr als ich schrie. In diesem gräßlichen Augenblicke erscholl die ganze Kirche von tausend Stimmen. Hinterwärts griff mir eine kalte kräftige Hand in das Halstuch. „Höllenhund verfluchter!" donnerte ein furchtbarer Mann mit Hellebarde und Schwerte bewaffnet, und stürzte mich auf den Boden nieder. Ich sank ohne Bewußtseyn. Mein letzter Blick, als ich schon auf der Erde lag, fiel in den scharfzähnigen Rachen eines funkeläugigen schwarzen Ungeheuers. Meine Pulse stockten. Ich schloß das gebrochene Auge.

Die Achse, um die sich die ganze Geschichte dieser mir unvergeßlichen Nacht herumdreht, war eine alte ganz arme Frau. Von ihrem Wirthe, wegen lange rückständigen Miethzinses, vor kurzem aus dem Hause gewiesen, und von niemanden aufgenommen, hatte sie den Entschluß gefaßt, bis dahin, daß sie wieder ein Unterkommen fände, in der Kirche zu St. Barbara ihr nächtliches Absteigquartier aufzuschlagen. Mehrere kleine innere Reparaturen der Kirche waren Ursache, daß sie den Mäurern und Stuccaturarbeitern täglich geöffnet wurde. Unvermerkt schlich sich die Alte alle Mahl gegen Abend herein, versteckte sich in einer der Kapellen, ließ sich einschließen, schlug sich Licht, tränkte die Lampe mit zusammen gebettelitem Oehle, und legte sich dann auf ihre Bublatschke, so nannte sie der Sopha, was sie sich hinter dem Altare aus Gestellen und Bretern zusammen gebaut hatte, und was sie jeden Morgen, vor Eröffnung der Kirche, wieder wegtrug. Diese Nacht, — sie mußte von unserem Hin- und Hergehen, und dem Thür-Auf- und Zumachen, so heimlich wir auch darin gewesen waren, doch gestört worden seyn, — diese Nacht war sie ein Mahl auf gestanden, um nach ihrer Lampe zu sehen. Sie hatte den Docht gereiniget und ein wenig wieder aus der Dille hervorgezogen, darum brannte das Licht heller, als sie am Altare gewesen war. Die Lampe überhaupt zündete sie alle Abend an, weil ihr, in der weiten öden Kirche, ohne Licht, zu gräulich war, wie sie sich ausdrückte. Den Tritt ihres Fußes hatte ich nicht hören können, denn sie war auf den Strümpfen gegangen. Ihren Brot- Bettelsack hatte sie um den Hals geschlungen, um sich die Brust nicht zu erkälten. Das war die Wulst der guten seligen Gräfinn Hedwig.

Des Küsters Erzählung von den drey Nächten, während deren es jedes Mahl nach dem Tode einer jungen Gräfinn aus Mathildens Hause in der Kirche gebrannt haben sollte, war allerdings Sage des Volkes. Ich hatte schon früher davon gehört; aber das Mährchen war mit nichts erwiesen. Bloß der Aberglaube nährte noch die Erinnerung dieser Fabel. Allenfalls fand eine natürliche Erklärung Statt. Vor 45 Jahren war der Erbgang noch nicht verschüttet. Er führte, wie ich nun erfuhr, wirklich in das gräfliche Schloß. Leicht möglich, daß die Familie auf diesem geheimen Wege einige Nächte hindurch Vertraute in die Gruft der Geschiedenen sandte, um sich gegen die Furcht des Scheintodes zu sichern.

Daß uns die Lichter am Taufstein ausgingen, war eine Folge der in die Kirchtür eingeschnittenen, und mit eisernen Doppelkreuzen versehenen Löcher; diese Thüren stießen hier gerade auf einander, und es mußte also auf dem Flecke ein beständig scharfer Zugwind seyn.

Das Regen unter meinem Füßen in Hedwigs Gruft mußte entweder bloßes Werk der gereizten Einbildungskraft gewesen seyn, oder eine Ratte hatte ihre Nachtrunde da unten gemacht, oder ein wenig Kitt mochte, als ich auf der kupfernen Platte gestanden hatte, von den Randfugen derselben abgebröckelt und herunter gefallen seyn. Die gräfliche Familie, die aus den, meinen Freunden

mündlich mitgetheilten, Erzählungen jener Ereignisse hiervon zufällig benachrichtigt war, ließ die Gruft öffnen, fand aber nicht das Mindeste, was auf irgend eine Vermuthung führen konnte.

Der Zinndeckel von Mathildens Gruft war gestern Abends erst abgeliefert und neben die Oeffnung gelegt worden, um morgen früh eingekittet zu werden.

Die Sakristey hatte gestern der Küster aus Fahrlässigkeit zu verschließen vergessen. Auf dem Tische lag das weiße reich gestickte Gewand, das der Prediger in der Kirche zu St. Barbara, bey der Vertheilung des Abendmahles, umzuhängen pflegt.

Die Fliesen waren am Sonnabend schon herausgenommen, weil der Bau-Inspector, der die Reparaturen der Kirche dirigirte, bemerkt hatte, daß sie sich gesenkt hatten. Die in den Erdgang, bey dessen Zumauerung, geschüttete Erde hatte sich, in den vielen Jahren, um ein Merkliches gesetzt, daher waren die Fliesen nachgesunken, folglich war, wenn nicht einmahl ein Communicant während des Gehens hinter dem Altare durchbrechen sollte, die neue festere Fundamenteinschüttung und die Umlegung der Fliesen nothwendig. Weil aber in St. Barbara diesen Sonntag keine Communion gewesen war, hatte die angefangene Arbeit hinter dem Altare kein Mensch bemerkt.

Als es zwölfe schlug, kam der Nachtwächter in die Nähe der Kirche. Matthes rief ihn an, und erzählte, was hier vorginge. Der Nachtwächter, von meinem Hierseyn weiter nicht umständlich unterrichtet, trat in die Kirche, und bildete nun, nachdem ihm Matthes, für die Subsidien einen Schnapps verheißen, mit seinem schwarzen Spitze das Hülfscorps.

Ich fing kaum an zu schreyen, so brüllten das Hauptcorps, die Reserve und die Auxiliartruppen gleich noch tausend Mahl ärger, als ich. Der Nachtwächter wußte nicht, daß ich zum Contingent gehöre; er hielt mich für einen Kirchenräuber; daher sein Griff, sein Fluch, und der Genickstoß, der mich zu Boden stürzte, wo knurrend mich der Spitz umstellte.

Es gehört lange Zeit dazu, ehe wir uns einander gehörig verständigten. Jetzt lachten wir alle fünfe. Die arme Alte schlief diese Nacht auf dem Hausflur des Küsters.

Den folgenden Morgen ward die Geschichte in dem ganzen Orte ruchbar. Das Armendirectorium brachte die Dachlose im Hospitale unter. Dort lebet sie noch heute, wenn sie unterdessen nicht gestorben ist.

Der Märtyrer Abdallah und Sabat.

Im Julius 1806 feyerten die Indous zur Ehre der christlichen Religion ein Jubelfest. Diese Ceremonie galt dem Andenken der zwey ersten angekommenen protestantischen Missionäre, (am 9 Jul. 1706). Lange voraus wurde der heilige Tag angekündigt, und die Bothschaft mit Freuden aufgenommen. Das Volk ging in Procession in die Kirche, trug Palmzweige, und sang den 98sten Psalm. Auf die Gott geweihten Lob- und Danklieder folgte dann eine den Umständen angemessene Predigt.

Nachstehende aus der Kanzelrede eines Bristoler Geistlichen genommene Geschichte zeigt, was die Bibel in den Händen eines verständigen, nachdenkenden Forschers wirken kann, und verdient gleichen Rang mit den Annalen der Märtyrer aus den ersten Jahrhunderten.

„Zwey Mahometaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, hoch angesehen waren, bekehrten sich unlängst zum christlichen Glauben, Abdallah und Sabat. Der Letztere wohnte einige Zeit, eh' ich Indien verließ, in meinem Hause, und ich vernahm aus seinem eigenen Munde, was ich vortragen will. Das Ganze wurde mir von Andern bestätigt. Seine Bekehrung fand erst nach Abdallahs Märtyrertode statt. Er, zuvor sein Freund, über-

gab ihn dem Blutgerüste. Heiße Thränen unterbrachen oft seine Erzählung.

Abdallah und Sabat, durch die innigste Freundschaft verbunden, gehörten zwey vornehmen Arabischen Familien an, und beschloßen miteinander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beyde waren eifrige Mahometaner. Sabat ist ein Sohn Ibrahim Sabat's, von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Mahomet hinaufreicht. Sie zollten den Tribut ihrer Andacht auf dem Grabmahle ihres Propheten zu Mecca, verliessen dann Arabien, durchreisten Persien, und kamen nach Cabul. Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier festgehalten, das ihm Zemann Shah, König von Cabul, übertrug. Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tarterey fort.

Abdallah fand bey einem Christen aus Armenien eine Arabische Bibel, las dieselbe, und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem vornehmen Renegaten die Todesstrafe. Er suchte, vorerst seine Bekehrung zu verheimlichen, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens sey, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzufinden. Verkleidet entwich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tartarey glücklich erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und den heftigsten Abscheu gegen den Ketzer gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, er sey ein Christ, und beschwor ihn bey ihrem alten Freundschaftbunde: „Mein Leben ist in deiner Hand! O Bruder, laß mich fliehen!" Aber, mein Herr, (erzählte mir Sabat), ich fühlte kein Mitleid, ließ ihn durch meine Diener flugs ergreifen, und lieferte den Unglücklichen dem Morad Shah, Bocharas König, aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündete in der ganzen Stadt den Augenblick seiner Hinrichtung. Die Vornehmsten von Bochara begaben sich, von einer unzähligen Menge begleitet, zum Richtplatze. Ich hielt mich in der Nähe von Abdallah. Man versprach ihm das Leben, wenn er Christus entsagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerte stand neben ihm. „Nein, rief er, ich kann Christus nicht abschwören." Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb fest. Ein Arzt erboth sich auf die Frage des Königs, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit nassen Augen himmelan, wie der heilige Stephanus, der erste Märtyrer. Hierauf sah er mich voll Güte, mit einem Ausdrucke der Vergebung an. Die Rechte wurde ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er sein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, schien ganz Bochara wundernd zu fragen: Ists möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren, wenn man ihm Freysprechung anböthe. Doch nun, als er todt da lag, überließ jener sich der Verzweiflung. Er reiste von Stadt zu Stadt, suchte Ruhe — Vergebens! Endlich kam er vor etwann fünf Jahren nach Madras. Bald nach seiner Ankunft wählte das Englische Gouvernement ihn zum Mufti, d. h. zum Ausleger des Mahometanischen Gesetzes. Der Umfang seiner Kenntnisse und seine Geburt eigneten ihn vor Allen zu diesem Posten. Die Epoche seiner Bekehrung nahte sich. Während seines Aufenthaltes zu Nisagapatam, im Norden der Ciccars, fiel ihm ein Exemplar des Arabischen neuen Testamentes in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Koran lag vor seinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach seinem eigenen Ausdrucke) sich wie ein Lichtstrom über seine Seele. Bald darauf ging er nach Madras, (300 Meilen weiter), um sich dort taufen zu lassen. Er legte sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde sodann in der Englischen Kirche, unter dem Nahmen Nathanael, im

27sten Jahre seines Lebens, von ehrwürdigen Dr. Keer getauft.

Um den Rest seiner Tage der Verherrlichung Gottes zu weihen, legte er sein weltliches Amt nieder, und nahm den Ruf nach Bengalen an, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift in's Persische besorgte, zu welcher Unternehmung sich bisher kein hinlänglich geschickter Mann vorfand. Die Persische Sprache ist von großer Wichtigkeit im Orient, weil diese allein im Occident Asiens, hauptsächlich bey den höhern Classen, gebräuchlich ist, und von Damas bis Calcuta verstanden wird. Was noch dem edeln Araber besonders am Herzen liegt, ist die Fortpflanzung des Evangeliums bey seinen Landsleuten. Sabat hofft den günstigsten Erfolg, und baut mit Zuversicht auf das Hin- und Herschwanken, das gegenwärtig in den religiösen Meinungen der Araber herrscht. Sein erstes Werk führt den Titel: „Gute Neuigkeiten für Arabien." Es ist Nabüttisch, im gewöhnliche Dialecte des Landes, geschrieben. Mit guter Argumentation und viel Beredsamkeit entwickelt er die Wahrheit des Evangeliums, die er größten Theils auf Autoritäten stützt, die auch bey Mahometanern und besonders bey den Wechabiten gültig sind. Diesem Werke geht ein Bericht der Bekehrung Sabats und ein feyerliches Berufen auf drey Mitglieder seiner Familie in Arabien zur Bestätigung der Thatsachen voran.

Vergessen darf in der Geschichte Sabats nicht werden, daß seine Aeltern, als sie vernahmen, er sey, nach dem Beyspiel Abdallahs, Christ geworden, seinen Bruder nach Indien sandten, eine Reise von zwey Monaten) um den Ungläubigen zu ermorden. Jener schleicht im Gewand eines Bettlers sich in Sabats Haus zu Nisagapatan, tritt ihm näher, hält einen Dolch unterm Mantel verborgen, stürzt über seinen Bruder her, und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchelmörder beym Arme. Seine Diener springen ihm zu Hülfe. Er schärft den Blick, und erkennt — ach! seinen Bruder. Ohne Sabats Vorbitte wäre der Hinterlistige als Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit gefallen; aber er wurde von diesem mit Briefen und Geschenken frey nach Arabien zurückgesandt.

Ein Zug aus dem Leben Peters des Großen, und Karls XII. Tod.

(Aus Rober-Ker Porter travelling sketches etc. Skizzen einer Reise nach Rußland land und Schweden in den Jahren 1805—8.)

Ich muß hier aus dem Leben Peters des Großen einen Zug erzählen, der mit seinen Umständen wenig bekannt ist, und seine Seelengröße nicht minder, als sein wohlwollendes Herz characterisirt.

Er wurde im Jahre 1724. von einem schmerzhaften Uebel befallen, das er mit Standhaftigkeit ertrug, und selbst der Kaiserinn verhehlte. Die Beschwerde nahm zu. Er mußte bald einem Kammerdiener es anvertrauen, um Hülfe zu gewinnen. Dieser wandte sich an einen Charlatan, dessen angebliche Heilmittel das Uebel nur verschlimmerten. Endlich sah Peter sich genöthigt, seine Aerzte um Rath zu fragen, und durfte vier Monde das Bette nicht verlassen.

Seine Genesung ging rasch. Er fühlte mehr Kraft, als die Aerzte ihm glauben wollten, setzte sich auf eine Jacht, und nahm das Bauwesen auf dem See Ladoga, das unter Münichs Direction betrieben wurde, in Augenschein.

Weil ihm die Reise wohl that, fuhr er, statt nach Petersburg zurückzukehren, die Neva bis Jacht, einem Dorf am finnländischen Golf, hinab, um eine Manufactur in der Nähe zu besuchen. Es war im Monate November. Dem Kaiser wurde gemeldet, daß eine von Soldaten angefüllte Chaluppe in einiger Entfernung vom Ufer mit großer Gefahr ringe. Nach wenigen Minuten gerieth sie auf einen Sandbank, im Angesichte des

Dorfbewohner. Der Kaiser befahl, den Unglücklichen, über welche die Wellen jeden Augenblick hereinstürmten, schleunig Hülfe zu schaffen. Die Pinasse, welche diesen Auftrag vollführen sollte, mühte sich vergebens, der gestrandeten Chaluppe nahe zu kommen. Die Wuth des Windes war zu mächtig.

Der Kaiser voll Eifer, den Soldaten Hülfe zu leisten, sprang selbst in ein Boot, und kam durch gewaltiges Rudern beynahe bis zu der festsitzenden Chaluppe; aber noch weiter vorzudringen, machten die Klippen rings unmöglich. Jetzt warf Peter sich in's Meer, und gelangte nach unerhörten Anstrengungen zur Chaluppe. Man denke sich das Erstaunen der Soldaten, die ihren Kaiser mitten unter ihnen, gleich einem vom Himmel gesandten Schutzgeist, erblickten! Sie faßten neuen Muth. Petern, der selbst mit jener Geistesgegenwart, die ihn nie verließ, alle Kräfte aufboth, gelang es endlich, die Chaluppe flott zu machen, und die Soldaten waren gerettet. Aber der Kaiser mußte diesen Act der Aufopferung mit seinem Leben bezahlen. Er war so lang im kalten Wasser geblieben, seine Besorgnisse und seine Anstrengungen hatten ihn so sehr geschwächt, daß er aller Gegenmittel ungeachtet in seine Krankheit zurück fiel. Er wurde mit einem heftigen Fieber nach Petersburg gebracht, und erlag demselben. Peter war groß als Mensch und Fürst. Seine Liebe der Gerechtigkeit, sein Eifer für die Wohlfahrt seines Volkes, sind in der Geschichte Beyspiele von großer Seltenheit.

Karl XII. fiel vor Friedrichshall, und die Umstände seines Todes berechtigten zum Verdacht eines Meuchelmordes, der sich zuletzt bestätigte.— Am Abende des St. Andreastages um 9 Uhr, in einer schwarzen Nacht, visitirte der König nach seiner Gewohnheit die Laufgräben, der Ingenieur Megret und mehrere Officiere begleiteten ihn. Als er die Parallele dem Hauptwerke nicht genug angenähert fand, redete er ein wenig unmuthig mit Megret. In acht Tagen ist's genommen! antwortete dieser: „Wir wollen seh'n" sagte der König, und bückte sich, um bey Sternscheine, die Arbeit der Tranchee zu untersuchen. Kaum, daß er sich erhob, so erhielt er einen Schuß in den Kopf, und sank todt nieder. Die Officiere umringten ihn. Siguier, einer seiner Adjutanten, versuchte es, das Haupt des Königs emporzuhalten, um sich zu versichern, ob er todt sey. Megret sagte kalt: „Das Stück ist ausgespielt. Laßt uns zu Nacht speisen!" Man kam überein, diesen Unfall nicht kund werden zu lassen, bis man die Gesinnungen des Prinzen von Hessen, seines Schwagers, wüßte. Dieser verordnete sogleich, daß Niemand das Lager verlassen sollte, und ließ seine Gattinn als Königinn von Schweden ausrufen, zum Nachtheile des jungen Herzogs von Holstein, Neffen des verstorbenen Königs. Die Bestrafung des Baron von Görtz, Ministers von Karl XII., und Gouverneurs des jungen Herzogs, erfolgte bald. Diese Maßregeln schienen voraus schon genommen worden zu seyn, und konnten dem Verdachte Raum geben, der König sey meuchlerisch getödtet worden. Man erfuhr jedoch nichts Gewisses, bis einige Jahre nachher, als ein Officier, Nahmens Cronsted, auf seinem Todtenbette bekannte, daß er, auf Anspornen des Prinzen von Hessen, die Kugel abgeschossen habe, von welcher der König todt niedergefallen sey.

Der großmüthige Dieb.

Ein junger Mann vernahm mit Schmerzen, daß sein habsüchtiger Vater eine unschuldige Familie ruinirt hatte. Der Gedanke einst Erbe eines solchen Vermögens zu werden, war ihm unerträglich. Er sann hin und her auf Mittel, der unglücklichen Familie, die im tiefsten Elend schmachtete, das Ihrige wieder zu geben, obgleich sie fern wohnte und er sie nur dem Nahmen nach kannte. Das Mittel, auf welches er endlich

fiel, ist freylich sonderbar: er bestahl seinen Vater (es wird nicht gemeldet wie?) und schickte das Geld den Beraubten durch unbekannte Hand. Er gebrauchte dabey die Vorsicht, den einzigen Bedienten, auf welchen der Verdacht des Diebstahles fallen konnte, und auch wirklich fiel, in eine entfernte Provinz zu senden, wo er das Wenige mit ihm theilte, was seines Vaters Kargheit ihm zufließen ließ.

Lange nachher begab es sich, daß der Vater auf einer Reise, unfern der Wohnung jener von ihm gemißhandelten Familie, durch einen Sturz seines Wagens gefährlich verwundet, von seinen Feinden liebreich aufgenommen und gepflegt wurde. Diese Großmuth und der nahe Tod brachen sein Herz. Er schickte nach seinem Sohne, bekannte sein Verbrechen und wollte Ersatz leisten. Da gestand ihm der Sohn den Diebstahl, und erhielt nicht allein Verzeihung, sondern auch den Befehl, die Summe zu verdoppeln. Aber nun wollte wieder jene rechtschaffene Familie durchaus nicht ihrem Wohlthäter einen Theil seines Erbes entziehen, und der edle Wettstreit konnte nur dadurch ausgeglichen werden, daß der Sohn — obgleich sein Herz schon an einem liebenswürdigen Mädchen hing — die Tochter vom Hause heirathete, die weder schön noch liebenswürdig war.

Anekdote.

Ein junger Engländer, der sich durch Verschwendung fast um sein ganzes Vermögen gebracht hatte und dem eine gute Tafel über Alles ging, machte sich einst an der Börse an einen der reichsten Kaufleute Londons, sagte ihm, daß er ein Mittel wisse, wie dieser Kaufmann seine Geschäfte noch weiter ausdehnen und einen sehr bedeutenden Gewinn machen könne, und versprach, ihm das Weitere darüber nach Tische mitzutheilen. Man kannte den jungen Wüstling allgemein als einen speculativen, in den Geschäften wohlerfahrnen Kopf; und der alte Banquier ergriff daher den Antrag desselben begierig und bat ihn, falls er nicht schon engagirt wäre, bey ihm zu essen. Das wollte der Gauner nur eben. Er ließ sich nicht lange nöthigen und ließ sich bey Tische die herrlichen Schüsseln und köstlichen Weine sehr wohl schmecken. Nach der Mahlzeit zog ihn der Banquier, der die Zeit kaum erwarten konnte, in ein Nebenzimmer und fragte ihn, welche Speculation er dann im Sinne habe?

„Mein Herr, Sie sollen durch einen einzigen Federstrich 10,000 Pfund gewinnen. Ich rechnete Anfangs nur auf 5000, allein ihre Gastfreundschaft hat mich zur Dankbarkeit gegen Sie verpflichtet und ich muß daher. —"

„O ich bitte."

„Sie wollen, wie ich höre, ihrer Tochter 20,000 Pfund zur Mitgift geben. Nicht wahr?" Allerdings.

„Nun so geben Sie sie mir; ich nehme sie mit 10,000."

Der Kynast.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebürgs wilde Massen — über welchen Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herab sah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemählde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile von Deutschland gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die sehenswerthen Ruinen der Burg Kynast, mit deren

Beschreibung und Geschichte ich dem Leser kein geringes Vergnügen zu machen hoffe.

Drey Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynastes stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestiget, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon ist nähmlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu dem Häuschen vor den Ruinen, so wie zu der Stube im ehemahligen Wachthurme hat, und zugleich der Wirth der Reisenden auf der Burg ist. Dieses Aemtchen gibt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynastes.

Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg, im Jahre 1800, als die Königinn von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde hinan, welcher. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen, hinauftragen lassen. Auf diesem Wege trifft man eine sehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander gestürzten Granitblöcken wird nähmlich eine Kluft gebildet, die „der hohle Stein" heißt. Wenn man sich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, so kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer anderen Stelle des Berges wieder heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichtes beym Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt, und die eben so allmählige Wiedererscheinung desselben, je mehr man sie dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient, und noch im Jahre 1807 verbarg sich eine Menge Soldaten des Freykorps des Prinzen Anhalt-Pleß daselbst.

Von hier führte der Cicerone auf den „Wachtstein," von welchem er erzählte, daß hier sonst eine Wache gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun ist man vor dem Thore nach der alten Veste.

Das Aeußere derselben, zu deren Befestigung die Natur schon so viel durch Felsengebirge und Steinklüfte mitgewirkt hat, bestand aus zwey, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Bastenen, mehreren Rundelen und Streichwehren, und einem sehr hohen Thurme. Im Innern befanden sich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht bestimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwey Schüttböden, zwey Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drey tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und Eines unter der Erde. Von allen diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, so wie auch eine steinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Festung schwören mußten, nichts von ihrer innern Structur zu verrathen. Von den drey Brunnen gibt der eine noch Wasser; der zweyte ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahre 1807 den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebst der äußern geräumigen Terrasse gibt es noch drey Hofräume oder freye Plätze im Innern des Schlosses. In dieses kommt man durch drey Thore. Die sehr hohen Mauern, welche es umge-

ben, sind ohne Dach, mit Bogen von Sandstein oder mit Zinnen ausgezackt. Ein hoher, runder Thurm an der Südseite krönt diese große Ruine, welche zum Theile mit Rasen bezogen und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und mit Gesträuche umgrünt ist. Habichte hörsten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von besuchenden Fremden selten leer wird.

Auf dem inneren Hofraume ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt worden, und jährlich wird noch ein Mahl am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemahligen Jahrmarktes, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammen lockt.

Schön und über alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe. Zwischen Morgen und Mittag zeigt sich in einer mahlerischen Ebene, welche durch alle Reize holder Ländlichkeit entzückt, die Stadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar ansteigende Riesengebirg, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruhet, überrascht dagegen wieder durch den Ernst und die Größe seines Characters. Nach dieser Seite hin hört man ein dreyfaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranstaltet der Kynast-Commandant das Losbrennen eines Böllers, um es die Fremden hören zu lassen; und wirklich ahmt es alsdann das stärkeste Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht sieht man über Felder und Wiesen nach Greifenstein, an dessen rechter Seite der sieben Meilen weit entfernte Grädizberg im Fürstenthume Liegnitz sich vorzüglich darstellt. Auf diesem stand vordem auch ein wichtiges Bergschloß, dessen Besatzung es mit der auf dem Kynast verabredet hatte, sich gegenseitig von der Ankunft des Feindes oder anderer Gefahren durch Feuersignale Nachricht zu geben. Von Mitternacht gegen Morgen sieht man die Städte Hirschberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in welchen die Besuchenden ihren Nahmen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Nahmen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte. Zu diesen gehören vorzüglich die Prophezeyungen des Predigers Dühn in dem benachbarten Obergerstdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Constellation die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotsch, Besitzer von Kynast, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dieß an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu dessen Feyer eine große Gesellschaft auf dem Schlosse Kynast versammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, sagte er, bey der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt, und das deute auf einen gewaltsamen Tod durch ein kaltes Eisen. Dabey gerieth der Prophet selbst in ein so ernstes Erstaunen, daß er zu Gott bethete, es zum Besten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Gesellschaftszimmer schon verlassen, hörte daher diese übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Gesellschaft, welche aus dem Glase Fröhlichkeit geschlürft hatte, und sich durch diese Worte verstimmt fühlte, setzte den Herrn Pastor derb darüber zur Rede. Besonders erbittert war der Stallmeister des Grafen, welcher sagte: „er

„solle nicht so albernes Zeug sprechen, denn noch „wäre kein Fernglas geschliffen, womit man in „das Cabinet der göttlichen Geheimnisse sehen „könne," und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht Uebel ärger zu machen; allein als sie fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser nach der Unterhaltung seiner Gäste fragte, war er schwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Pastor, schickte aber sogleich allen Gästen reitende Bothen nach, mit dem Ersuchen sich morgen wieder bey ihm einzufinden. Er war nähmlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gästen aufs Bloße zu stellen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm hohlen und sagte zum Prediger Dühm, er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Herr Dühm weigerte sich zwar, und meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das ganze für einen Scherz gehalten worden, allein nicht also: er glaubte, seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Herde, von welcher dieß Lamm sey, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sey. Nach erhaltener Antwort machte er seine astronomischen Berechnungen, und sagte dann: „dieß Lamm wird der Wolf fressen!"

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koch die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsbrot, die Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, machte sich der Wolf über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bey seiner Rückkehr nur noch die Reste fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bey der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet.

Die Jagdgesellschaft kam zurück, man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Dühm, und der Graf freuete sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch! „Der „Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes „Beste redlich gesucht habe! Herr, du wirst meine „Unschuld gewiß an den Tag bringen!" Er mußte sich zu Bette begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause. Daß die Prophezeyung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählet werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit ist die von der spröden und schönen Kunigunde. Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges findet man sie sehr anziehend bearbeitet, woraus ich sie, im Auszuge, hier wieder erzählen will.

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynastes, hatte von ihrem Vater der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umher tobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkosete er sie am zärtlichsten. Sie liebte ihn aber auch höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer wurde. Ihre Besuche beym Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen; ob gleich sie mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis sie endlich erklärte, daß sie sich alle auf den nächsten Gertrudistag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freyern; denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeygeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oehl der Traube die Flamme der Hoffnung bey Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher durch den edlen Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ist es Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir.“

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freyerheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthore, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bey Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, ließ sie dem Pater das Krucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier schwör' ichs, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet: und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!“

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellet, er durfte in ihrer Gesellschaft Einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abenthener bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trompeten und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederhohlte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trompeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen,

um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweyten Mahle, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagstück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer; den jeden schreckte das Beyspiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich, daß die Ritter ein Mahl klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eile ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meinten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkürlich tiefer, als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habet. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abenteuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerley Gegenstände so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Trotz beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dieß entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sey. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu seyn, ergrimmte sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so Laconisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurück lief, um von dem Unbekannten selbst den Nahmen zu erfragen. Sie wollte dieß mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Die sanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blicke dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag: und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nach

richt, daß er morgen in aller Frühe die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bey seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühle der erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beym ersten Anbruche des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Als der Himmel in Osten sich röthete, und alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Rosse aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach, rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn, ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer hergehenden Knappen blickte er zuweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, und lief ängstlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sey, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stossenden Gebäudes, und näherte sich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sey.

„Huldigt Euerm Herrn!" schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter," sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen." Aufs neue schmetterten Trompeten.

Mit Hohheit und Adel erwiderte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelöst, der so vielen Edlen das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Gränzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmahls beginnen wollte! Dieß laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mahl, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mahl. Und Du, die Du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in Deinem Herzen erwachen! Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der

freundlichen! Zerschlage die Rinde, die Dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen! Werde Weib und Gattinn, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte!"

Ich kann Dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder! Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach!"

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seyd auch Zeugen der Reue und Besserung! Gehorcht Eurer Gebietherinn; aber bedenkt stäts, daß man Gott mehr als dem Menschen gehorchen müsse!"

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu seyn. Lebt wohl!" Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann bethete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynasts. Kunigunde wurde seine Gattinn. Die gefährliche Mauer wurde abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugo's und die Freundschaft Adelberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Commandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, mit Igelborsten statt der Haare. Dieß soll die schöne Kunigunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, wobey man aber sich durch ein von Geschenk dem Kusse befreyen muß.

Jetzt zur Geschichte des Schlosses. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit dem verdienten Zunahmen „der Streitbare," erbauete im Jahre 1292 Kynast, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Kynastberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Baue, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grüstau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzoginn von Oesterreich zur Gemahlinn. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er dem Kaiser Karl IV. seine beyden ansehnlichen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben solle, seine Gemahlinn bis an ihr Ende Regentinn bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlinn 24 Jahre nach ihm. Sein vertrautester Freund, Liebling und zugleich sein Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gotsche-Schof genannt. Diesem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste das Schloß Kynast nebst den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieser den Kaiser Karl IV. in einem seiner Feldzüge, und bewies seinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bey der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiser, Augenzeuge seiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweise des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, wollte sie nicht dem Kaiser hinreichen, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an dem Küraß abwischte, wodurch vier blutige Streife auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streife zum

ruhmvollen Andenken an diesen Tag. Diese Standeserhöhung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Kynast herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Nahme in so rühmlichem Andenken, daß sie seinen Taufnahmen Gotsche (d. i. Gotthard) ihrem Geschlechtsnahmen beyfügten und sich seit der Zeit Schaffgotsch schrieben.

Kynast gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welcher die militärische Sprache das Beywort „jungfräulich" gibt. Sie ist einige Mahle belagert, aber nie erobert worden. Selbst die Hussiten, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung derselben unverrichteter Sache aufheben. Dieß jungfräuliche Vorrecht wurde hier in den ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an die oben erwähnte steinerne Säule durch ein Halseisen gefesselt, und so, wie man es nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war, das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und schönen Thurm, an welchem sich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwey Stunden war sie nebst den darin befindlichen Kostbarkeiten und den Documenten, durch welche die Geschichte dieser Burg außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelt. Das Unglück war um so größer, da gerade damahls ein großer Theil der reichen Gebiergsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Kynast in Sicherheit gebracht hatten, und dieß alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Gluth nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst waren, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können.

Bemerkungen und Erfahrungen.

1.

Je länger ich lebe, je weniger lerne ich auf den Werth der Geschichte achten. Wie es heute ist, war es immer. Der Geschichtschreiber nimmt seine Materialien aus den niedergeschriebenen Erzählungen der Zeit, in welcher sich diese und jene Vorfälle ereigneten. Wir leben heute mitten unter Ereignissen, die kein Menschen, vielleicht nicht ein Mahl einer, recht zu erzählen weiß. Man erzählet sie uns, wie man sie erzählt haben will, und so erzählen wir sie mündlich und schriftlich wieder, und das sind nun die Materialien für den künftigen Geschichtschreiber. So belogen wie diese aber werden, wurden sie alle vom Anbeginn der Welt an; darum ist die Geschichte ½ Dichtung und ½ faktische Wahrheit.

2.

Nichts ist unterhaltender und belehrender als unsere eigene Lebensgeschichte, und wir entbehren dieses unterrichtenden Vergnügens, weil wir in der Jugend versäumt worden sind, unsere Tagebücher zu führen. Laßt uns bey unseren Kindern nachhohlen, was so viele unter uns versehen haben. Seit dem zwölften Jahre meines Lebens wurde ich angehalten, täglich mein Tagebuch zu führen. Es war ein Heiligthum, selbst für meine Aeltern und Lehrer: kein Mensch durfte es lesen, so wollte es mein Vater. Er erreichte seine Absicht. Das Tagebuch ward mein vertrautester Freund, und ist es geblieben. Manchen stillen Sonntag Nachmittag sitze ich und blättere darin. Ich gewöhnte mich, auf das richtige Anrathen meines Vaters, alle Oerter, alle Menschen von denen ich gelesen, oder

die ich hatte nennen hören, oder die ich hatte kennen gelernt, darin nahmentlich aufzuführen; ich bin noch heute dadurch in der halben Welt zu Hause.

Es gibt keinen treuern Spiegel, als ein solches Tagebuch. Es enthält alle unsere Wünsche, unsere Freuden, unsern Schmerz, unsere Erfahrungen, unsere Handlungen, unsere Hoffnungen, unsere Täuschungen. Bey jedem Hauptunternehmen, was ich in mir berathe, legte ich in meinem Tagebuche die Gründe nieder, warum ich so, und nicht anders dabey zu Werke ging. Jetzt, nachdem ich Jahrzehende darnach, in den Heften jener Vorzeit blättere, sehe ich erst, welche Binde ich vor meinen Augen damahls hatte, wie die Menschen mit mir spielten, und wie sie darauf lauerten, meine Schwächen zu benutzen. Nicht das Geschick, wir selbst sind meistens allein Schuld daran, wenn wir das Ziel nicht erreichen, das uns aufgesteckt ist. Aber da treten Tausende hin, und hadern mit Gott, das er sie zum Unglücke geboren werden ließ. Der arme Gott! Greift in Euern eigenen Busen, oder legt die Hand an den Kopf; an einem von beyden Flecken flattern die Todtenkränze auf dem Hügel des begrabenen Hundes.

3.

Sonderbare Menschen! Mit wüthender Erbitterung fallen sie über die Gerechtigkeit der Vorsehung her, wenn sie glauben, daß ein anderer glücklicher ist, als sie! Jährlich zehn Mahl sollten die Prediger über diesen Punkt ihre Zuhörer belehren, denn um diesen dreht sich die Zufriedenheit und die Ruhe vieler Tausende herum. „Warum seht Ihr denn," würde ich zu meiner christlichen Gemeinde sagen, wenn ich Prediger in meinem Dorfe wäre: „warum seht Ihr denn von unten hinauf, und nicht von oben herab? warum hängt denn Euer Auge nur an denen, die Ihr für reicher, geehrter, und darum für glücklicher haltet? warum seht Ihr nicht herab auf den Lazarus, der vor Eurer Thür, mit Schwären bedeckt, Euch um einen Bissen Brot anfleht? warum nicht auf die Witwe, die mit ihren Waisen, am Grabe ihres einzigen Freundes weint? warum nicht auf den Siechen, der vom lüderlichen Vater Gicht und Knochenfraß zum Erbe auf Lebzeiten bekam? warum nicht auf Millionen Menschen, die heute alle unglücklicher sind, als Ihr? Ihr schwachsichtigen Glieder meiner christlichen Gemeinde, Ihr bildet Euch ein, weniger glücklich als andere zu seyn, aber kennt Ihr dann den Umfang des Glückes der Beneideten? Glaubt Ihr dann, daß die Großen, vor welchen Ihr Eure Kniee beugt, die Mächtigen, welche eine ganze Milchstraße von Ordenssternen auf der Brust tragen, die Reichen, die in Marmorpalästen wohnen, die Stolzen, die im Pfauenschritt über Euch weggehen, nicht auch ihren Kummer, ihren Schmerz, ihre Entsagungen, ihre Thränen haben? Wie mancher von ihnen gäbe seine Quadratmeilen, seine Sterne, seinen kalten Marmor, seine Pfauenfedern, mit Freuden hin, wenn er dafür, wie Ihr, im Arme eines liebenden Weibes, im Zirkel gesunder Kinder, ungekannt von der erbärmlichen Welt, still und zufrieden leben dürfte.

Ihr fordert, Gott sollte in der Welt das Glück nach Würdigkeit vertheilen, und Ihr zweifelt an Gottes Gerechtigkeit, wenn Ihr andere neben Euch sehet, die, nach Eurer Meinung, glücklicher sind, als Ihr, und die es, auch nach Eurer Meinung, weniger verdienen, als Ihr. Aber Ihr mit Blindheit geschlagenen Glieder meiner andächtigen Versammlung, wo ist dann die Elle, mit der Ihr die Verdienstlichkeit und das Glück eines andern messen wollet? Wenn Euer Undank gegen den lieben Gott so weit geht, zu verlangen, von ihm nach Eurer Würdigkeit behandelt zu werden, was habt ihr dann da verdienet? Habt Ihr nicht das Bewußtseyn Eurer eigenen Unlauterkeit in Eurer Brust? Ist dann einer — ein einziger unter Euch, der es werth ist, daß Gott ihm ein Auge gab, nur um einen einzigen Blick

auf die unermeßliche Pracht einer Sternennacht zu werfen? geschweige dann tausend anderer dieses Lebens zu genießen, die Ihr schon genossen habt? So nehmet doch ruhig hin, was Euch Gott beschieden hat, und danket ihm auf den Knieen dafür, und fühlet, fühletes tief, daß auch das Allergeringste, was er Euch gibt, über Euer Verdienst ist. Unzufriedenheit ist ein Unkraut, was mit dem Egoismus um die Wette wächst. Darum gedeiht sie in unsern Tagen so vorzüglich. Je egoistischer der Mensch ist, desto mehr Anfoderungen macht er; desto mehr Gefahr läuft er aber auch, in seinen Anforderungen getäuscht zu werden, und in diesen Täuschungen liegt der Keim zur Unzufriedenheit; diese greift krebsartig um sich; sie zernagt im Menschen alle Empfänglichkeit für Genuß, Freude und Hoffnung; sie zerreißt den Panzer des Muthes, versalzt unser Kernbrot und vergiftet den Wein. Alle Tugenden müssen eingeübt werden, auch die Zufriedenheit. Macht Eure Kinder früh mit dem Gedanken bekannt, daß viele Menschen glücklicher sind, als sie je werden können; daß sie aber darum nicht unglücklich sind; straft sie, wenn Ihr an ihnen Mißgunst wahrnehmet, als hätten sie ein Verbrechen begangen; denn sie begehen es wirklich an sich selbst, und belohnet sie, wenn sie andere ihres Gleichen, auf höherer Glücksstufe, mit wahrem neidlosem Antheil erblicken können."

4.

Der Charakter eines Frauenzimmers ist immer schwerer zu beurtheilen, als der eines Mannes. Er ist tiefer, versteckter; das ist auch natürlich. Das Mädchen hört zehn Mahl in einem Tage „das schickt sich nicht" wenn es der Knabe höchstens wochentlich Ein Mahl hört. Die Scheidewand zwischen dem Schicklichen und dem Unschicklichen wird im Gemüthe der Jungfrau ellen-, in dem des Jünglings zollbreit gemauert. Jene lernt ihre Wünsche ihre Hoffnungen unterdrücken, ihre Regungen zügeln, ihre geheime Sehnsucht umschleyern. Ihre Natürlichkeit geht verloren. Mit dieser die Offenheit ihres Charakters.

5.

Zwischen Naivete und Dummheit liegt nur ein hübsches Gesicht. Die Zollräthinn F. hatte neulich aus ihrem Vaterlande Briefe, nach denen dort jetzt die unverheiratheten Mädchen sich zu den unverheiratheten jungen Männern, wie 26 zu 1 verhalten. Ihre Tochter, eine reizende Brünette, rief halb lächelnd, halb ernsthaft aus: „der abscheuliche Krieg, dort möchte ich nicht seyn, da bleibe ich doch lieber hier," sie sagte das so launig, daß die Mutter und ich laut auflachten. Wir sprachen über denselben Gegenstand Abends in Gesellschaft. Fräulein B., mit den triefenden Augen und den herunterhängenden weißen Lippen, nahm Theil am dem Gespräche: „I über den ewigen Krieg!" sagte sie endlich, und klebte den matten Blick an die Decke des Zimmers, „nein, da bleibe ich zehn Mahl lieber hier."

Beyde sagten dasselbe, aber kein Mensch fand das Fräulein naiv.

6.

Die Wirthlichkeit einer Hausfrau zu beurtheilen, gibt es zwey zuverlässige Maßstäbe. Der eine ist der Ort, wohin der Pabst keinen Nuntius schicken kann; der zweyte, die Zuckerdose. Trittst Du unerwartet in ein Haus, wo Du erstern nicht rein findest, oder Du hörst geschwind erst den Zucker schlagen, mit dem der Dir vorzusetzende Kaffeh gesüßt werden soll: so weißt Du, daß die Stufe der Reinlichkeit und Ordnung die unterste ist, auf der sich die Frau vom Hause befindet.

Beyspiel der Tapferkeit.

In den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges stand der General de la Motte Fouquet in der Grafschaft Glatz mit einem Corps, unter dem sich das Husaren-Regiment von Werner befand. Eines Tages ließ gedachter General die Escadrons-Chefs dieses Regimentes zu sich kommen, und sagte ihnen, daß der König einen Dienst von ihnen fordere, an dessen glücklicher Ausführung ihm so viel, ja noch mehr, als an einer gewonnenen Schlacht läge. Er eröffnete ihnen zugleich, daß die Oestreicher einen gewissen Bürgermeister aufgehoben, und den Nachrichten zu Folge, der Tag bereits festgesetzt sey, an welchem er in einem kleinen Städtchen an der Böhmischen Gränze auf öffentlichem Markte gehängt werden sollte. Dem Könige sey Alles daran gelegen, diesen Mann den Feinden zu entreißen und ihn lebendig in seine Hände zu bekommen. Alle waren bereit, ihr Leben zu wagen; allein, jeder zweifelte an einer glücklichen Ausführung, da der Schwierigkeiten dabey so viele wären. Mit einer großen Macht diese Sache zu unternehmen, war nicht rathsam; hier kam es mehr auf Klugheit und eine schnelle Ausführung an. Besonders erforderte dieß Unternehmen eine ganz vorzüglich genaue Kenntniß der Gegend, die keiner von den Anwesenden in solchem Grade besaß. Indeß wiederhohlte der General die Versicherung, daß dem Könige zu viel an dieser Sache läge, und daß sie durchaus ausgeführt werden müsse, es koste auch, was es wolle. Hauptsächlich empfahl er dabey die größte Behuthsamkeit, weil jeder mißlungene Versuch den Tod des unglücklichen Mannes unfehlbar beschleunigen würde.

Der Rittmeister v. Brause, ein braver, trefflicher Mann, der die Liebe seiner Untergebenen in hohem Grade besaß, unterbrach endlich das Stillschweigen, und sagte: ich habe einen jungen Husaren bey meinem Escadron, Nahmens Knappe, einen Schlesischen Bauernsohn, für den kein Wagstück zu schwierig ist. Er kennt überdieß jeden Fußsteig, jeden Schlupfwinkel der Gegend; mit dessen Hülfe will ich mit meiner Escadron das Aeußerste thun, um den Willen des Königes zu erfüllen. Der General gab dem Rittmeister v. B. von Allem Nachricht, was ihm nützen konnte, und dieser hielt mit seinem braven K. darüber Rath unter vier Augen. Knappe ging nun, wie er sich ausdrückte, auf seine Streu, rauchte seine Pfeife Tabak und dachte der Sache nach.

Froh erinnerte er sich noch als Greis des Augenblickes, wo er plötzlich von seiner Streu aufsprang, zu seinem Rittmeister lief und ihm sagte: der Bürgermeister ist gerettet, ich bringe ihn oder bin mit ihm verlohren. Knappe verlangte nun einen mit Tressen besetzten Mantel und Hut, dem ähnlich, welchen General Fouquet trug, theilte das Escadron in verschiedene Abtheilungen, bestimmte jeder seinen Platz, wählte die Husaren, ja selbst die Pferde, die ihn begleiten sollten, stellte Trompeter an verschiedenen Orten aus, die auf ein gegebenes Zeichen blasen mußten, als ob ein großes Corps sich in der Nähe befände, und zeigte sich selbst mit Anbruche des Tages mit dem betreßten Mantel und Hut auf den nah gelegenen Bergen, die die feindlichen Officiere fleißig mit Ferngläsern rekognoscirten. Er erschien und verschwand in dieser Verkleidung mit seinem Gefolge, und allarmirte die Oestreicher, indeß er mit einem kleinen Trupp unbemerkt bis an das Städtchen gelangte. In diesem Augenblick zog ein Commando Kroaten, den halbtodten Bürgermeister in ihrer Mitte, in die Stadt ein. Blitzesschnell stürzte Knappe mit seinen Kameraden unter sie, entriß ihnen das Schlachtopfer, und indem er mit ihm davon jagte, bliesen seine Trompeter von mehreren Seiten, so daß die Oestreicher glaubten, die Stadt sey mit Preußen umgeben. Am Thore fand er seine zurückgelassene Reserve und ein ledige

Pferd für den Bürgermeister, mit dem sie nun durch die ihm bekannten Schleichwege mit möglichster Schnelle davon eilten, indem die Andern von dem Escadron den Feind abhielten und zurückwiesen.

Eben saß General Fouquet mit einer zahlreichen Gesellschaft an der Mittagstafel, als der Husar Knappe in's Zimmer trat und meldete, daß er mit dem Bürgermeister einpassirt sey. Kaum seinen Ohren trauend, ob er recht gehört habe, stand der General von seinem Sitze auf, ging an ihn heran und fragte: Lebendig? Ja, Ew. Excellenz, erwiderte Knappe. Der erstaunte Feldherr nahm den Husaren bey'm Arm, führte ihn an seinen Platz und sagte: Setze dich an meine Stelle und iß; Du hast Dein Mittagsbrot besser als wir alle verdient. Nun wandte er sich zur Gesellschaft und sagte: Meine Herren, dieser Husar hat heute dem Könige einen sehr wichtigen Dienst geleistet, der jedem von uns Ehre machen würde. Der General befahl, den Bürgermeister in sein Cabinet zu bringen, um ihn zu sprechen. Eine Stunde darauf wurde er in das Hauptquartier des Königes abgeführt Knappe war hungerig und ließ sich's wohl schmecken.

Die Herren wollten gern eine ausführliche Relation seiner Heldenthat hören, allein er erklärte, daß diese zu geben er nicht im Stande sey. Das, was er ihnen sagen könne, sey: er habe die Oestreicher auf der entgegengesetzten Seite allarmirt; habe gewußt, daß alle, die ihm den Rücken deckten, brave Leute wären, auf die er sich verlassen könnte, und daß die sechs Husaren, die er bey sich gehabt, und mit denen er das Unternehmen eigentlich ausgeführet, entschlossene Männer wären, die eben so dächten, wie er. Uebrigens hätte er bloß so gehandelt, wie es erforderlich gewesen wäre, um am kürzesten zu seinem Zwecke zu gelangen. Lesen und schreiben könne er nicht.

Der General kam zur Gesellschaft zurück und gratulirte Knappen zum Avancement, weil sein Officier-Patent nicht lange ausbleiben würde. Diese Aeußerung, die für jeden andern an seiner Stelle erfreulich gewesen seyn würde, setzte Knappen in große Unruhe. Er bat inständigst, ihn damit zu verschonen, er wollte als gemeiner Husar leben und sterben. Da kein Zureden half, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so händigte ihm der General eine Börse mit Gold ein, welches er mit seinen Kameraden theilte. In der Folge erhielt er vom Könige auf sein Verlangen eine schriftliche Versicherung daß er, wenn er einst nicht mehr dienen könne, sich wegen seiner Versorgung selbst an den König wenden dürfe. Knappe war damit sehr zufrieden, und bestand nachher noch manches Abentheuer während des Krieges.

Sein braver Rittermeister endete an erhaltener Wunde bald nach der Schlacht bey Prag sein Leben, und sein Nachfolger schlug Knappen nach erfolgtem Frieden wieder seinen Willen zum Unterofficier vor. Er machte als solcher noch die Campagne von 1778 aus, und erst, wie es durch die Abnahme seiner Kräfte nothwendig wurde, meldete er sich als Invalide. Er ward bey der Specialrevüe dem Könige vorgestellt, und berief sich auf das Versprechen desselben. Der König erinnerte sich des Vorfalles noch sehr lebhaft, und fragte, was er nun verlange. Einen Zollbereuterdienst in Oberschlesien, war die Antwort des alten Kriegers. Er soll den ersten haben, der vacant wird, erwiderte der König. Aber hätte er weiter keine Bitte? — O ja, Ew. Majestät, ich habe einen einzigen Sohn, den ich kümmerlich und mühsam erzog, er wünscht Chirurgus zu werden, und mir fehlen die Mittel dazu. Der König übernahm auch diese Sorge, und der Knabe ging bald darauf in eine Berliner Lehranstalt. Der Vater war nach Aussage des damahligen Kriegsraths v. Walspeck, unter dem er stand, einer der vorzüglichsten Zollbereuter, und mit seinem Loose völlig zufrieden.

Alte und neue Zeit.

(Neu umgearbeitet.)

Seitdem man uns das Paradies
Der guten alten Zeiten pries
In Fabel und Gedicht,
Hat Jung und Alt gar viel und oft
Die goldne Zeit zurück gehofft,
Doch immer kam sie nicht.

Was hochweis' in den Fürstenrath,
Auf Kanzel und Katheder trat,
Der Brave, wie der Wicht,
Die haben an der lieben Zeit
Gepfuscht auf Erden weit und breit,
Doch golden ward sie nicht.

Man hat das Angesicht voll Schweiß,
Gegraben mit dem größten Fleiß
Den Boden Schicht vor Schicht;
Man hat gesät, gepflanzt, gebaut,
Es hat geregnet und gethaut:
Doch schöner ward es nicht.

Es haben der Propheten viel
Gepredigt ohne Maß und Ziel,
Von Himmel und Gericht:
Man hat geschrieben und gelehrt,
Mit Galgen, Schwert und Rad bekehrt:
Doch besser ward es nicht.

Man hat der Wahrheit nachgejagt,
Orakel und Natur befragt,
Vernunft und Traumgesicht;
Man hat die Schleyer aufgedeckt,
Und tausend Fackeln aufgesteckt:
Doch heller ward es nicht.

Man hat geächtet und entthront,
Gehuldigt wieder und gefrohnt,
Besiegelt Recht und Pflicht;
Und wieder Ketten abgesprengt,
Tyrann und Henker aufgehängt:
Doch freyer ward es nicht.

Man hat getheilt durch Schwur und Bund
Die kleinste Spanne Haidegrund,
Den Schatten und das Licht,
Und abermahls den Feind bekriegt,
Und um und um die Welt besiegt:
Doch Friede ward es nicht.

Es gab geheime Wissenschaft,
Und Sympathie und Zauberkraft
Für Fieber, Krampf und Gicht;
Man brauchte Luft- und Gold-Tinctur,
Die Wasser- und die Hunger-Cur:
Doch älter ward man nicht.

Was seit der Sündfluth Menschen quält,
Wird vom Geschichtbuch uns erzählt,
Doch hat dieß kein Gewicht;
Auch hat man selber, was geschehn,
Von Kindes-Beinen an gesehn:
Und klüger ward man nicht.

Das Schicksal herrschet in der Welt,
Das Loos der Menschen steigt und fällt,
Wie sich die Welle bricht;
Aus Zukunft wird Vergangenheit,
Und jünger wird die alte Zeit,
Doch besser wird sie nicht.

Such außer Dir nicht Hülf und Glück,
Und zieh dich in dich selbst zurück,
Wenn dich ein Uebel sticht;
Sey friedlich, und versieh dein Haus
In Unschuld mit Kartoffelschmaus;
Denn anders wird es nicht.

Beyspiele von Körperstärke.

In einem Gefechte des Herzogs der Longobarden, Romoald, durchbohrte dessen Lanzenträger, Amalong, einen Griechischen Reuter mit seiner Lanze durch und durch, und hob ihn hoch über seinen Kopf, wie eine angespießte Lerche, empor. Das Griechische Heer wurde durch diese

That des einzelnen Mannes so in Schrecken gesetzt, daß es plötzlich die Flucht ergriff, und beynahe ganz niedergemacht wurde.

Vor einigen Jahren starb der preußische Generalmajor v. Favrat, der eine Kanone im Danziger Zeughause mehrmahls in die Höhe hob, welche, außer dem Könige von Pohlen, August dem Starken, niemand hatte heben können. — Ein Pferd, welches mit ihm durchgehen wollte, weil das Gebiß gebrochen war, ergriff er bey den Mähnen, und riß es so gewaltig zurück, daß er ihm das Genick brach. — Zwey zinnerne Schüsseln rollte er mit einer Leichtigkeit zusammen, als wären es zwey Bogen Papier. Hufeisen und Thalerstücke bog er aus Spaß zwischen den Fingern krumm. Noch in seinem 66sten Jahre, hob er allein seinen Wagen aus einem Moraste, welchen die Postknechte, seine Bedienten, drey Offiziere und sein Secretär, nicht heraus bringen konnten. — In Rom hatte er über das Unwesen der Priester frey geurtheilt, und man wollte ihn einfangen; allein er ergriff zwey Sbirren (Häscher) bey den Haaren, schlug ihnen die Köpfe so gewaltig zusammen, daß sie betäubt niederstürzten, und bahnte sich dann durch die anderen Sbirren und Priester einen Weg mit dem Degen in der Hand, und rettete sich hierauf durch die Flucht.

Philipp Graf von Kirchberg (1510) war so stark, daß er mit seinem bloßen Finger einen eisernen Nagel in die Wand schlagen konnte.

Ein Spanier, Nahmens Pedro, der 1555 nach Neapel kam, und dort große Probestücke seiner Stärke ablegte, schlug mit seiner Stirn, wie mit einem Hammer, einen Nagel bis auf die Mitte in die Wand.

Friedrich von Hazstein, der im Jahre 1363 Hauptmann der Stadt Limburg war, hob einen Eimer Wein auf und trank aus dem Spundloch.

Der Hauptmann, Dionis Kleist, bath einst den Herzog Johann Friedrich in Pommern um einen Schlaftrunk. Der Herzog antwortete: Nimm Dir einen! Sogleich ging Kleist in des Herzogs Keller, und hohlte sich drey Tonnen Bier, die er zugleich hinauf trug. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne zwischen dem Spund, und unter jeden Arm nahm er eine halbe Tonne.

Der Gang nach dem Bergschlosse.

(Volkssage.)

Es war Sonntag Abends. Von der Schenke des Gebirgdorfes her scholl der Jubel tanzender Bergleute, und aus dem offenen Fenster wanden sich die Klänge kreischender Geigen und des schnurrenden Basses. Das Antlitz des Mondes schaute mit philosophischer Ruhe herab auf die laute Freude, wie auf die erschütternde Stille des gegenüber liegenden Kirchhofs. Da wandelte der junge Dorfbarbier Ludwig Gäde zwischen der jauchzenden Schenke und dem lautlosen Gottesacker hindurch, dem Schulmeisterhäuschen zu, wohin ein starker Magnet zog; er schlich dem Stell dich ein! entgegen, das Hannchen, des Präceptors schlanke, rothwangige, blondlockigte Tochter ihm gegeben. Mit den Rosen ehelicher Liebe sollte die Holde (so hoffte er) seine Zukunft schmücken, wie bis dahin das dürre Heidekraut der Dürftigkeit und die Aster der Einsamkeit seinen Pfad bedeckte. Die Aussicht auf die nahende frohe Stunde reichte ihm den Lethebecher für frühere Hoffnungslosigkeit. Er vergaß in diesem Augenblicke, wie der Gram an der Gruft des verarmten Vaters den Knaben, und eiserner Fleiß bey tausend Ent-

behrungen den Jüngling drückte; er dachte nicht des reichen närrischen Vetters, der ihn nur deshalb verstieß, weil er bey der bevorstehenden Promotion zum Doctor nicht eine Dissertation über die Muskeln der Fliege — von denen er nichts wußte — schreiben wollte; er erinnerte sich nicht, wie er bey drückendem Mangel nun manches Land durchzog, bis er, von seinem Herzen geleitet, sich in dem Dorfe Gablau niederließ, wo er als ärztlicher Schutzgeist der Einwohner durch seine Kenntnisse, durch Eifer und Anstrengung, kaum das Unentbehrliche erwarb. Er ließ nur jene Stunde, in welcher das schöne sittsame Hannchen dem Durstigen einen erbethenen Labetrunk reichte, und ihn, als er sich Arzt nannte, an das Lager ihres todtkranken Vaters zog, noch ein Mahl die Musterung passiren, um in der Erinnerung zu schwelgen. Er fühlte des Mädchens Händedruck, mit dem sie ihn bath, im Orte zu bleiben, bis ihr Vater völlig genesen sey, und vernahm den freundlichen Dank des Hergestellten, den er uneigennützig dem Leben wiedergegeben hatte. Mit Freude gedachte er der geheilten Armen, mit Stolz der Stunde, da das geliebte Mädchen das Geständniß der Gegenliebe mit dem ersten Kusse besiegelte. Was konnte er nun noch wünschen? Er stand nicht mehr allein, ein liebendes Herz ruhte an dem seinigen, Hannchen war der Engel seines Lebens geworden, und er sehr glücklich, wenn gleich des Mädchens habsüchtiger Vater die Lebensrettung durch zweydeutiges Benehmen vergalt. Sonnen erhellten jetzt seine Lage; nur je und je flog über sie das Wölkchen der Besorgniß, ob auch der wohlhabende Vater der Lieblichen zu seiner Bitte Amen! sprechen werde. Doch das Vertrauen überwog den Zweifel. Der dem ersten Menschen aus einer Rippe die holde Gefährtinn schuf, und den langen Saul statt der verlornen Eselinnen ein Königreich finden ließ, müsse — so tröstete er sich — seinen Lieblingswunsch gewähren, und der geheilte Schulmeister dem Arzte das noch unbezahlte Honorar mit der Tochter Hand entrichten.

Jetzt schlich er vorüber an dem Schul-Häuschen, dessen einziges Zimmer heute ungewöhnlich erleuchtet war.

„Hm, hm!" hustete eine weibliche Stimme an der Seitenpforte.

Hm, hm! entgegnete der Kommende und nahete der reizenden Bestellerinn, die ihn mit ungewohnter Hast in das Dunkel der bejahrten Kirchhof-Linde führte, wo sie mit gepreßter Stimme sprach: „Ein guter Engel führt dich her, mich zu trösten, zu erheben, denn ein böser Engel mischt sich in das Spiel. Dort bey dem Vater sitzt der begüterte, dicke Pachter Ungar vom nahen Dorfe, als Freywerber um mich; mein Vater sagte mich ihm zu, und geboth mir, als Bräutigam ihn zu begrüßen."

Ludwig stand, ergriffen von der Hiobspost, wie eine Bildsäule, da. Statt seiner Braut sah er die des Pachters vor sich, und statt des Liebesgrußes tönte ihm der Klagelaut der Geängsteten.

„Unwiderruflich ist des Vaters Wille, der Nachbar-Pachter ein Crösus, Ludwig an Gütern ein Lazarus;" — fuhr die Weinende fort — „und ich bin rathlos."

Stumm und bebend sah der Hörer in das Grab seiner goldenen Träume hinab. Er hatte den Vater der Jungfrau als einen eisenköpfigen Harpagon kennen lernen, und hoffte nun nichts mehr von ihm, dessen Seele (nach Schillers Ausdruck) von Bockleder war.

Bitter lachend bedauerte der junge Mann, daß er nicht, wie Mahomed, den Mond in seinen Ermel stecken und, mit dessen Silber bereichert, um die Geliebte werben könne. Schluchzend umfing ihn Hannchen, und sprach von Trennung und Scheidekuß. Ihre Thränen lösten seine Bitterkeit

in Wermuth auf, und er hielt sie, als sie nun scheiden wollte, zurück, um mindestens diese Thränen zu sehen, die der leuchtende Mondstrahl zu glänzenden Perlen erhob.

„O! wäre es doch wahr, was die Muhme einst mir, dem Kinde, erzählte!" flüsterte die Jungfrau und starrte nach den nahen Bergen hinüber. — „Lebt Rübezahl in unserer Nähe, hörte unsere Wünsche und Klagen und umschwebte uns helfend!"

Schweig mit deinen Possen, schalt mit gefalteter Stirn der Ungläubige. Sind fade Ammenmährchen Trostgründe und Schilde gegen die Verzweiflung? Ach, auch mich täuschten einst Gaukelbilder der betrügenden Hoffnung. Ich habe ausgeträumt. Dein Hochzeitsfest wird mein Sterbetage: Das ist Wirklichkeit!

„Nein, nein!" — rief sie. — „Du stirbst nicht und ich bleibe Dein Eigenthum, eine süße Ahnung erfüllt meine Brust. Liebe schuf das All, und führte Herzen zu Herzen; lebend waltet der Unnennbare, und ein Chor seliger Geister über vereinte Wesen. Laß mir meinen Glauben!"

Trübe nicht die Scheidestunde durch leere Worte. Wolle Dich und mich nicht betäuben durch Wahn und Traum. Rübezahl und jeder seiner Genossen lebt und webt nur in Pöbelsagen und Kinderstuben! urtheilte Ludwig.

Vom Gebirge her scholl leises Donnergemurmel, und ein falber Blitz zuckte durch das Mondlicht; doch das Paar hatte nur Sinne für den Gram des Augenblicks.

„Lebe wohl!" schluchzte Hannchen und sank an des Jünglings wallende Brust. Lebe wohl! sprach er und umfaßte sie stürmisch. Es war ihm, als schiede er für Ewigkeiten von seinem Himmel.

Näher rollte der Donner, stärker sauste der Wind durch die Linde über ihnen, aber sie hörten es nicht. Der Mond verschwand, dickes Gewölk verhüllte sein silbernes Rund, und die tausend Sterne in der milden Himmelsbläue; doch sie hatten nur Augen für die Nacht der Trennungsstunde.

Scheltende Stimmen schlugen jetzt an ihr Ohr. Sie sahen auf. Da stand, Hand in Hand mit dem tonnenrunden Pachter, der stangenähnliche Schulmeister neben ihnen, drohend dieser, fluchend jener. Ludwig entfloh der erhabenen gewichtigen Faust des Nebenbuhlers; die Tochter folgte dem schmähenden Vater in die Hütte, die forthin, wie ihr Führer versicherte, für sie ein Kerker seyn sollte bis zum Hochzeitstage.

Der Fliehende stand rückschauend, doch ward er nicht, wie er wünschte, zur Salzsäule, und kein Schwefelregen fiel auf das Haus, das des Besitzers Habsucht ihm zu Sodom und Gomorrha machte, aber ein Strom von Wasserregen überfloß den Glühenden, und trieb ihn seiner Wohnung zu, wo der grauende Tag den Schmerzensmann noch schlaflos fand.

Die Beschäftigung des folgenden Tages zerstreute auf Augenblicke seinen Gram. Die Segenswünsche eines genesenen Bergmanns, den er seinen zahlreichen Kindern erhalten hatte, thaten seinem Herzen wohl; aber mit dem steigenden Dunkel des Abends mehrte sich auch die Finsterniß in seinem Innern wieder; die tobende Witterung allein machte ihm Freude.

Noch strömte, als die Uhr neun Mahl schlug der Regen aus den zerrissenen Gewitterwolken herab, da steckte er den Kopf aus dem Fenster und sah gedankenschwer hinaus in die dichte Nacht. Auf einmahl fiel der Lichtschein vom Fenster des nahen Bergschlosses, das in das Dorf sah, ihm ins Auge.

„Vergessen hast Du, im Laufe dieses Tages" — sprach sein Gedächtniß — „den Burgherrn sammt seinem Bart. — Aber warum ihn noch besuchen?" — zischelte der böse Engel der Trostlosigkeit. — „Suche er sich einen andern Scherer, oder werde er zum bärtigen Patriarchen. Gleichviel!" Unwillkürlich setzte er laut hinzu: „Was

kümmert es mich? Morgen fliehe ich von hier in die weite Welt, oder — in's enge Grab."

Wann und wohin Ihr wollt — rief eine gellende Stimme, deren bucklichter Besitzer, eine Laterne tragend, vor ihm stand, — wenn Ihr nur heute noch meinen fluchenden Gebiether da oben im Schlosse vom Bart befreyt haben werdet.

„Ich komme nicht" — brummte der Eingeladene, — „das sagt Eurem Herrn." Wie Ihr wollt — erwiderte jener — aber sagen muß ich, daß der Ritter durch mich fragt, ob er Euch hohlen soll? Ihr kennt ihn, vor dessen Grimm sich die Verwegensten beugen. Er harrt auf Euch, um wohlgeputzt zu einem nachbarlichen Feste zu reiten. Kommt Ihr nicht zu ihm, so kommt er zu Euch, und in diesem Falle gebe ich nicht einen Kreuzer für alle Eure Gliedmaßen.

Ein Schauer überlief den Rückgrad des Zuhörers. Der Bothe hatte, einem Kotzebue gleich, die rechte Saite getroffen. Wie der Dichter im Schauspielhause die Nerven und Zwerchfelle der Versammelten kitzelt durch bewegende Situationen und Worte und sprühenden Witz, so hatte der Höckerträger den einzig wirkenden Hebel angelegt. Der Wundarzt war gerührt. Er fürchtete in seiner jetzigen Stimmung nicht Mord und Todtschlag, wohl aber Arm und Beinbruch. Das hatte der kleine Mann errathen; die Wirkung pries das Mittel, denn Ludwig ward bald, trotz dem Grauen der stürmischen, feuchten Nacht, zum Gange nach dem Bergschlosse bereit, und trat, schnell gekleidet, in des Bucklichten Fustapfen.

Bodenlos war der Weg, keuchend folgte der Chirurg dem Führer, der trällernd und schwatzend durch die nassen Vertiefungen ging, in welche jener zu versinken fürchtete. Irrlichter, vom verletzenden Ostwinde gepeitscht, tanzten lustig vor den Fußgängern her; immer dunkler ward die Nacht, immer gefahrvoller der Weg, der heute kein Ende nahm.

Zur Zeitkürzung begann der kleine Mann ein Mährchen von Rübezahl auf langweilige Weise zu erzählen, doch der Gefährte, dem der Gegenstand noch weniger, als die Manier behagte, hieß den Darsteller (wie gestern Hannchen), mit Strenge schweigen. Er glaubte weder an Rübezahl, noch an das wüthende Heer; weder an Feen, noch Zauberer, und nimmer hätte ein heutiger Wözel oder Jung-Stilling aus ihm werden mögen.

Ein Waldbach rauschte jetzt vor ihren Füßen.

„Was ist das?" — fragte Ludwig, — „woher dieß Wasser, das ich nie sah? Und wir müßten längst am Schlosse seyn."

Wir gingen in der Irre, wie ich so eben finde, entgegnete lachend der Führer, kehrte um, und fing noch ein Mahl das Geistermährchen an, wie der Krähwinkler-Consul die Geschichte des fetten Hammels; aber auch jetzt geboth der Chirurg dem Erzählungsfertigen Stillschweigen.

Und wieder standen sie an dem brausenden Waldbach.

Rasch fortgeschritten! rieth der Bucklichte, der schon drüben krähte; doch dem Berathenen schien der Rath nicht rathsam; er strich, Hennen gleich, welche die ausgebrüteten Enten-Kinder zum ersten Mahle auf dem gefürchteten Naß erblicken, am Ufer auf und ab, bis er eine seichte Stelle fand, wo er die reißende Fluth durchstieg.

Jetzt war er hinüber, und von der nahen Anhöhe leuchtete ihm freundlich das erhellte Schloß, auf das sein Gang berechnet war. Athemschöpfend stand er am Ziele.

Aber verändert schien ihm die Form der Burg und ihr Eingang. Nicht wie ehedem trat er, vom Führer geleitet, in das bekannte Zimmer linker Hand: einen langen Gang ging's hinab, dann Stufen aufwärts und vor einer Thür rechter Hand blieb der Wegweiser stehen, öffnete sie, rief: Warten! und schob den Fremdling durch die offne Pforte in den weiten, matt erleuchteten Saal, dessen Wände von dem Geräusch seiner Fußtritte wunderbar wiederhallten. Ludwig sah umher. Lam-

pen hingen an der Decke, Gemählde an den Wänden. Es waren Bilder geharnischter Ritter und sittig gekleideter Frauen. In der Mitte stand eine Säule, deren Schatten bey der Lampen Schein, einem schlummernden Riesen gleich, auf dem Boden lag.

Antik, wie die Gestalt der Bilder, erschienen auch die Meublen des Saales. Tische, Stühle und Schränke waren geziert mit Schnitzwerk und goldenen Leisten, und in der Nähe der Thür stand ein großer eiserner Kasten. Lauter Erinnerungen an jene Zeit, da der Ritter ein Mann war und in der Truhe noch die bedeutende Barschaft eben so sicher bewahrte, wie seine wackere Hausfrau unter verhüllenden Gewändern die schönen Formen, welche heute im verrätherischen Spiel der Griechischen Hülle zu Erkenntnißäpfeln für die nervenschwachen Ritter werden.

An die flüchtigen Bemerkungen des Wundarztes reihte sich der Gedanke an sein Liebesleid an, der den Minuten Flügel lieh. Schauerlich still blieb es im Saale und im Schlosse. Von der Wanderung und seinem Gram ermüdet, nahte der Einsame dem Mammonbehälter, auf ihm zu rasten bis zur Erscheinung des lange ausbleibenden Burgherrn. Der Deckel schien nur angelehnt. Er setzt sich darauf, da klirrte es laut im Innern wie gerütteltes Gold.

„Es klirrt," — sprach die Neugier. — „Oeffne und schaue!" und er befolgte das verfängliche Geboth. Aber wie ward ihm, als er eine große Anzahl von Beuteln, mit schimmernden Goldstükken gefüllt, erblickte!

Er schauderte, denn Satan rieth: Nimm ein Paar; ihr Gehalt überbiethet das Vermögen Deines Nebenbuhlers. Tritt mit ihnen vor Hannchens Vater; sicher wählt er den reichen Mann zum Eidam, und Dein Heil ist gegründet. Kein Lauscher ahnt die That, kein Argwohn trifft Dich, verbirgst Du Deinen Schatz eiligst außerhalb der Thür bis zur Heimkehr: und schon zuckten seine Finger krampfhaft, während sein Auge die Goldstücke verschlang. Aber der Gott in seinem Busen trug des siebenten Geborhes Inhalt an sein Ohr, und bessere Vorsätze in sein Herz. „Meide die Gefahr!" rief es in ihm. „Der Allsehende ist um Dich!" Bey allen seinen Schätzen trägt der Verbrecher die Hölle in der Brust, der Gute den Himmel, auch wenn er duldet und entbehrt.

Rasch schloß er die Augen und die Truhe, und ließ sich wieder auf den Sitz nieder. Die Stille dauerte fort. Er blieb allein.

Zwölfe schlug es auf dem Schlosse mit dumpfem Klange. Siehe, da flog dort in der Ferne plötzlich eine unbemerkte Thür auf, und er empor vom Kasten. Eine weibliche Gestalt schwebte herein und ihm näher; hundert Reize im lieblichsten Einklange electrisirten den Staunenden und bildeten ein unnennbares Ganzes von Schönheit. Reizender als diese Erscheinung hat nie des Jünglings entzügelte Phantasie das Weib gedacht. Jetzt stand sie vor ihm die herrliche Jungfrau, und er verneigte sich in jeder Secunde ehrfurchtsvoll aufs Neue. Fragend schaute die Schöne ihn an und dann umher, als spräche sie: Bist du allein? Er verstand den milden Blick des auf ihn ruhenden schönen Auges und sagte: „Ich harre des Burgherrn!" Sie schüttelte das Engelsköpfchen mit den goldnen Locken, und deutete mit der weißen kleinen Hand in die Ferne. „Er kommt nicht? er ist fort?" fragte er. Da nickte sie bejahend zu drey Mahlen. „Und was soll ich nun thun?" — fuhr er fort — „Gehen oder warten?" Sie deutet mit dem Zeigefinger der Rechten auf seinen Platz und lächelte dazu, so hold, so freundlich, daß ihm wohl und weh um die linke Brust war.

Schweigend stand er einen Augenblick, in welchem der Reizenden sanfter Blick ihn musterte, dann sprach er verlegen, und verlangend nach einer wörtlichen Unterhaltung: „Ohne Zweifel seyd Ihr, holdes Fräulein! die Tochter des Burgherrn?" Sie schüttelte das Haupt. „Also eine

Nichte oder Verwandte?" Sie verneinte schweigend. „Darf ich wohl fragen, wer Ihr seyd?" Sie zeigte auf sich, ihre Hand schwebte vom Scheitel bis zur Zehe deutend herab; dann zuckte sie die Achseln und verbeugte sich. Die Pantomime schien zu sagen: Ein schönes Mädchen zu deinen Diensten, und weiter nichts. Je unzweifelhafter die ausdrucksvolle Bewegung sprach, um so verlegener ward der Jüngling, dem die Keckheit unserer heutigen Elegants gänzlich abging. Aber es fiel ihm auf, daß die Dame sich nur durch Bewegungen verständlich machte. Gern hätte er ihre Stimme belauscht; wäre diese so lieblich, als sie schön, so verhieß die Conversation einen erhöheten Genuß, den die Seltsamkeit des Auftrittes in der Mitternachtsstunde nicht verringern konnte.

„Noch vernahm ich" — sprach er mit zusammengerafftem Muthe — „kein Wort von Euren reizenden Lippen. Ich kann den Gedanken nicht denken, daß dem Meisterwerke der Schöpfung die Vollendung, die Sprache, mangelt. Sie legte den weißen Finger auf die Rosenlippen, und sah bethränt zum Himmel auf.

„Also seyd Ihr wirklich unfähig zu reden?" fuhr er fort.

Sie schüttelte den Kopf und fing dann eine lange pantomimische Darstellung an, in welcher sie, in Hinsicht auf Ausdruck und Grazie, mit einer trefflichen Künstlerin hätte wetteifern können, und aus welcher Ludwig sich das Folgende zusammensetzte:

„Die Jungfrau besaß alle Sprachwerkzeuge, „so gut und beweglich sie irgend ein anderes weib„liches Wesen hat; aber ein alter böser Mann „hatte ihre Zunge gelähmt, und ihr einen Ter„min gesetzt, an welchem sie unter Bedingungen „die Redefähigkeit wieder empfangen sollte"

„Unglückliches Mädchen!" — sprach der Jüngling. — „Wie bemitleide ich Euch. Es muß schrecklich seyn, sprechen zu können und nicht zu dürfen!"

Jetzt faltete die Jungfrau die Stirn; sie bebte, ihre Hände ballten sich; ihr ganzes Wesen schien in Aufruhr, in Zorn aufgelöst. Natürlich, ein weibliches Wesen mit guten Sprachorganen ausgerüstet und schweigen zu müssen: Schweigen! Ein Mädchen, das den besten Willen hat, recht viele und sehr schöne Worte zu reden, und schweigen? Den Damen kann wohl nichts Fataleres passiren.

Von Neuem pantomimirte die Schöne jetzt, als der entstellende Grimm sich in Wehmuth aufgelöset hatte. Sie erklärte ihm das Weitere, die Bedingung ihrer Befreyung vom Schweigezwang. Sie zeigte auf ihre geschlossenen Lippen, öffnete sie dann, daß zwey Reihen glänzendweißer Zahnperlen sichtbar wurden, deutete ferner auf seinen Mund, breitete mit unnennbarem Liebreize beyde Arme nach ihm aus, zeigte jetzt auf ihre rechte Hand', nun auf die seinige, legte ihre beyden Hände in einander, wie der Priester die des Brautpaares, trat dann dicht vor ihn hin! und heftete ihr Auge auf die seinigen. So steht die schöne Gurli vor dem Bruder ihres närrischen Samuel und fragt: „Bruder Robert! willst Du wohl so gut seyn und Gurli heirathen?"

Ludwig wich, erschreckt von der verständlichen Pantomime, zurück um zwey Schritte, wo die Wand seiner retrogaden Bewegung ein Ziel setzte. Die Kuß- und Heirathslustige folgte ihm mit hingebreiteten Armen. Er glühte vor Verlegenheit, wich jetzt seitwärts aus, und rief ein: „Halt!" Die Schöne setzte den aufgehobenen Fuß zurück.

„So hoch ich schöne Mädchen und ihr Wohlwohlen achte" — sagte er mit niedergewandtem Auge — „so darf ich euch doch nur Mitleid geben, wenn ich anders recht verstand. An Bezauberung glaube ich nicht. Sittsamkeit halte ich hoch in Ehren, und ich liebe und werde geliebt. Darum zurück schöne Jungfrau!"

Da war's, als risse eine gewaltige Hand die stille Schöne rückwärts; sie wendete sich plötzlich,

eilte raschen Schrittes den Saal entlang und verschwand durch die Thür, zu welcher sie früher eingetreten war.

Und kaum hatte Ludwig sich gesammelt, da klirrte und schallte es draußen auf dem Gange wie Sporrenklang und Mannestritt. Die nahe Thür flog auf und der Jüngling empor vom wieder eingenommenen Sitz.

Der Schloßherr trat ein mit herrischem Schritte, und die Figuren der Wandgemählde schienen ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen; mindestens kam es dem Barbier vor, als ob die Graubärte dort die rechte Hand salutirend bewegten und die Häupter neigten.

Ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie! urtheilte er, während der Ritter sich auf einen Sessel pflanzte und gebietherisch dem Zögernten winkte, ohne dem Winke ein Wort hinzuzufügen. Noch ein Mahl winkte der Sitzende rasch und sein Auge flammte wie Kohlen im Brande.

Das Rollen dieser Flamme fürchtend, stand der Barbier bewegungslos. Da fuhr jener empor, auf den Stehenden zu, und zog ihn mit starkem Arme mit sich fort zum Sessel, den er wieder einnahm. Der Herbeygezogene beete leise, und riß jetzt in der Angst schnell sein Geräthe hervor, verwandelte zu Schaum das Wasser, seifte Kinn und Wange des Ritters ein, und wetzte das blinkende Messer.

Nun ergriff er sanft, aber fest, mit der Linken die riesenhafte Nase des Geseiften.

Wer aber stellt der Wahrheit gemäß den Schrekken des vorsichtigen Bartscheerers dar, als der Ritter nun sich bewegte und die gewaltige Nase plötzlich in des erstarrten Künstlers Hand blieb? Ein schallendes Hohngelächter, das von den Wandgemählden zu kommen schien, verletzte das Trommelfell des Zitternden, und noch weit mißlicher ward seine Lage, ehe er zur Besinnung kam; denn der Nasenlose sprang jetzt empor und mit geballten Fäusten auf ihn zu, als wollte er ihn erwürgen. Und als er des Rückzuges wegen, jetzt um sich sah, siehe, da standen die Gestalten aus den Wandbildern belebt im Kreise um ihn her mit blitzenden Schwerten in den Händen, wie um den Delinquenten am Hochgerichte seine zahlreiche Wache. Um das Grauen der Scene noch zu erhöhen, rollte der Donner tosend hin über die Burg, und der gewaltige Sturmwind schüttelte die Fenster, daß mehrere aufsprangen.

Das war arg, aber Ludwig gehörte zu den Menschen, deren Muth in ähnlichen Fällen mit der Gefahr wächst. Schnell ermuthigt von seinem Bewußtseyn und Glauben, schaute er dem entnasten Junker und den grinsenden Rittern in's Gesicht, und fragte herzhaft: „Was soll das? Wer darf das höhnende Spiel mit einem ehrlichen Jüngling wagen?" Alles schwieg, aber der Wind heulte durch die offenen Fenster, und hörbar ward aus seinem Geheul das lauttönende Wort: „Rübezahl!"

Der Nahme, unter diesen Umständen in seltsamen Tönen und von Unsichtbaren ausgesprochen, fiel ihm auf. „Rübezahl?" rief er. „Was that ich, als daß ich zweifle an seinem Daseyn, das niemahls zu mir sprach? Meine Vernunft widerlegt die Behauptung. Irre ich aber, so ist mein Irrthum hier ein menschlicher. Lebt er wirklich, wie der Große, dessen Nähe mein Wesen freudig ahnt: nun, so nennt man ihn den Freund der Guten und Unglücklichen, und ich bin gut und unglücklich. Das kann reinen Wesen nicht verborgen und mein Schmerz nicht ihre Lust seyn. Waltet Rübezahl in diesen Gebirgen, die ihren Schöpfer preisen, so erscheine er meinen Augen, auf daß ich an ihn glaube, wie an den Unbegreiflichen, den ich in seinen Werken schaue!"

Noch hallte das letzte Wort dieser Rede, als ein schmetterndes Geräusch den Redner betäubte. Er fühlte daß das große Geruchsorgan seiner Hand entwiche, und glaubte sich getroffen von dem blitzähnlichen Schlage. Als sein Auge sich wieder

erhellte, sah er die Ritter des Kreises Schatten gleich hinaufschweben in die Rahmen, und statt des nasenlosen Ritters stand vor ihm ein Mann in der Lichtgestalt eines Engels in schneeweißem Gewande und freundlichen Angesichtes."

Ich bin Rübezahl, den Du starrsinig läugnest! sprach mit mildem Ernste die Erscheinung, und sah würdevoll den staunenden Proselyten an, der ehrfurchtsvoll, doch ohne Zagen, da stand, und nach einer Pause ein: „Verzeihe dem Zweifler!" flüsterte.

Ich vergebe — entegnete der Geist — denn selten oder nie ergründen Adams Söhne die mäßigsten Tiefen des All. Sage mir an, Du Vernünftiger! Wie mögen die Sterne wandeln und Sonnen und Monde in ihren ewigen Bahnen? Kennst Du die Natur des Sturmes? oder nur den Proceß Deines thierischen Lebens? Ergründest Du das Wesen der schützenden Engel, mit denen Dein frommer Glaube den Himmel bevölkert? Sieht Dein blödes Auge den Urquell des Lichtes, vor dessen Majestät Du, Staub vom Staube! anbethend zur Erde sinkest? Sieh, das alles weißt Du nicht, und keiner Deiner Brüder mag es enträthseln. Doch läugnest Du den Berggeist, weil Du ihn nicht begreifst. Wisse, Befangener, daß ich, ein Werkzeug der ewigen Gerechtigkeit, die Geissel der Thoren, das Schrecken der Bösewichte und der Freund der Bessern, diese Gebirge bewohne. Ich strafte Deine Zweifelsucht; darum umgab Dich das Grauen der Nacht und die Gefahr und Beschwerde der kurzen Reise. Als Bothe führte ich Dich auf bahnlosen Pfaden und durch schäumende Waldbäche. Ich selbst und diese meine Gehülfen setzten der Strafe endlich durch neckendes Spiel die Gränze. Daß Du, ein Mann, männlich und billig nach mir fragtest, rettete Dich von fernerer Qual. Dein Betragen gefiel mir wohl, und ich komme, Dir Ersatz zu geben für jene widrigen Augenblicke; denn ich hasse den Schwächling und liebe den Entschlossenen voll regen Kraftgefühles. Empfange den überzeugendsten Beweis meiner Macht wie meines Wohlwollens für Dich! Gelüstet Dich nach hoher Weltehre? sie soll Dir werden. Willst Du Schätze? Nimm den Inhalt jener Truhe! Soll der Liebe Arm Dich umfangen, so sey jene Jungfrau, die vor wenig Augenblicken Dir erschien, im höchsten Reize der Jugend und Schönheit, Dein! Laß Dich nicht stören durch ihre Sprachlosigkeit: Millionen Männer gäben ihres Vermögens Halbscheid mit Freuden hin, könnten sie ihrer Frauen Redefertigkeit damit abkaufen. Nur schweigende Weiber sind Engel, sobald sie den Mund öffnen, sind sie nur Weiber! Doch willst Du sie schwatzen hören: so löset Dein Kuß das Band ihrer Zunge. Sprich, was heischest Du?

„Gütiger!" — erwiderte Ludwig — „sieh in mein Herz; mäßige Wünsche erfüllen es. Willst Du mich beglücken, so führe mir mein geliebtes, gutes Hannchen zu, und laß mich im Schweiße meines Angesichts das tägliche Brot erwerben! Mehr begehre ich nicht. Behalte alle Deine Ehre und Schätze und weibliche Engel: laß mich unbemerkt und arm, aber durch die Liebe eines edlen Wesens glücklich seyn! oder laß bald dieses Herz brechen, das ohne schnelle Hülfe der Gram der Verzweiflung langsam ertödten wird." Er sprach das in heftiger Bewegung, und sein genäßtes Auge verbürgte die Wahrheit der Empfindung.

Unverwandt sah der Geist in das Antlitz des feurigen Redners, und sagte dann: Ja, Du bist gut, und hast Dein Höchstes ausgesprochen, jede Prüfung männlich bestanden. Nicht vergebens zeigte sich Dir das Gold in jenem Kasten, nicht umsonst erschien die stille Jungfrau Dir. Wohlan! Sieh in mir den helfenden Freund! Kehre nach Deiner Wohnung zurück und laß mich gewähren! Diese drey Beutel (er nahm sie aus dem Behälter) trage mit Dir! Ludwig kopfschüttelte. Du willst sie nicht geschenkt, fuhr er fort; so nimm

sie als Darlehn. Du bedarfst ihrer nicht, aber der Vater Deiner Braut. —

„Soll ich ihn täuschen?" fiel der Jüngling ein.

Er will es nicht besser — entgegnete Rübezahl — und hier heiligte der Zweck das Mittel. Nimm! — Er legte die Beutel in des Wundarztes Arme.

Bald, fügte er hinzu, ist die Geliebte Dir mehr. Für alles Uebrige laß mich sorgen! Heute starb in Hirschberg ein berühmter Arzt. Reise in den nächsten Tagen dahin, und man wird Dir die einträgliche Stelle aufdringen! Ein liebendes Weib, ein nährendes und nützendes Amt: mit ihnen ist dir geholfen. Das Gold nehme ich zurück, sobald Du willst. Die Scheidestunde naht. Lebe wohl! Nur eine Bedingung: Schweigen!

Der Hörer legte wie zum Schwur seine Hand auf die Brust und sank dankend zu Boden, des mächtigen Wohlthäters Knie zu umfassen; doch die Gestalt war in Aether zerflossen. Der Jüngling stand allein.

Ein flammendes Roth im Osten umsäumte die Wolken, und verkündete die nahende Sonne, als er aus dem Burgthore trat. Im Thale wogten Nebel-Meere, und über ihnen glühte das Morgenroth; der Bergwald schien im Brande; in den Hymnus der erwachenden Schöpfung mischte sich der Vögel Erstlingslied; Ludwigs Wesen löste sich in Andacht auf. Er sank bethend zur Erde, den Herrn zu preisen, der diese schöne Welt schuf, den feurigen Wald und die bräutliche Morgensonne, den wohlthätigen Berggeist und das gute, schöne Hannchen.

Als er neu belebt aufstand, sah er zurück auf die Burg. Vergebens! Sie war nicht mehr. Eine Nebelwolke füllte ihre Stätte.

Leicht war die Goldlast, kurz der angenehme Weg. Er stand in seinem Zimmer, das ihm freundlicher als je erschien, und stellte die Beutel auf den Tisch, den nie eine ähnliche Last gebeugt hatte.

Es pochte. Er öffnete. Mit verbundenem Kinn trat der Schulmeister ein, sich entschuldigend wegen des gestrigen Auftrittes, und bittend, der Wundarzt möge ihn befreyen von dem seit einer Stunde unerträglich schmerzenden Backenzahn. Im Traume, erzählte er, trat ein Greis zu mir und schlug einen glühenden Nagel in den Zahn, und sprach, als ich vor Schmerzen winselte, Herr Gäde wird Dir helfen!

Ludwig verstand und nickte freundlich, indem er den Stehnenden sich niedersetzen hieß. Der Preßhafte warf die Kappe auf den Tisch; sie berührte einen der Geldsäcke und warf ihn um, daß die Goldstücke aus der unverschlossenen Oeffnung auf den Tisch und zu Boden rollten. Betroffen erweiterte dieser die Augen, welche unverwandt nach den Goldstücken und den Säcken starrten, und half dann eifrig die Zerstreuten sammeln, die jener wieder zu den übrigen legte. Der Anblick hatte den Alten electrisirt und ihn vom Zahnwehe befreyt; denn von der Operation war nicht mehr die Rede. Einen Augenblick schien des Schwiegervaters Unbeugsamkeit im Kampfe mit sich, dann reichte er dem Jüngling die Hand, dürckte sie, blinzelte mit den Augen, räusperte sich und sprach: Meiner Tochter Glück war stäts mein Zweck; deshalb entfernte ich sie von dem dürftigen Freyer. Aber Ihr seyd, wie ich finde, sicher gegen Nahrungssorgen, und denkt Ihr noch wie gestern, und sind Eure Absichten ehrlich und ernstlich, so redet, und ich nenne Euch mit väterlicher Freude Sohn. Ludwigs Antwort läßt sich leicht errathen. Er sprach die feyerliche Bitte um seines Mädchens Hand aus. Gewährend zog der Alte ihn mit sich fort in seine Wohnung, und geboth dem staunenden Hannchen mit drolligtem Ernste, den Bräutigam auf der Stelle zu umarmen, und schalt die Zögernde, bis sie des Räthsels Lösung vernahm und freudig dem Gebothe gehorchte.

Der Alte segnete rasch, rief die Nachbarn zu Zeugen der vorläufigen Verlobung, schrieb dem Pachter, dem er noch nichts Bestimmtes zugesagt hatte, einen Absagebrief, nannte ein Mahl über das andere den überglücklichen Ludwig seinen lieben Sohn und war ganz voll Freude; er sprang und trällerte und machte Pläne, und baute luftige Schlösser, zu deren Fundament das Gold des Schwiegersohnes diente.

Eine Reise nach Hirschberg überzeugte den Jüngling, daß der Berggeist ihm auch dort beystehe. Mit lauter Freude nahm man ihn, dem ohnehin ein guter Ruf vorangegangen war, als Bürger und Arzt auf, und er kehrte nur nach Gablan zurück, um am Hochzeitstage Hannchens glücklicher Mann zu werden; dann rief ihn sein erfreuender Wirkungskreis, zu dem ein treues Weib ihn begleitete.

Der Arzt heilte kranke Körper, der Mensch kranke Seelen; die Reichen nannten ihn Freund, die Armen Wohlthäter und Vater. Sein Fleiß trug reiche Frucht, Rübezahls Geld stand noch unberührt, als Hannchen ihren Erstgebornen dem jauchzenden Vater an das Herz legte.

Im Arme seines Weibes ruhte in einer stillen Herbstnacht der entzückte Mann; am Busen der Mutter sog der angehende Mensch die süße Nahrung ein. Noch wachte Ludwig, der Geschäfte des kommenden Tages gedenkend; da füllte plötzlich ein Lichtglanz das Gemach, und an dem Bette stand Rübezahl, wie er dem jungen Manne im Schlosse erschienen war.

„Ist es Traum?" fragte Ludwig: „oder Wirklichkeit? Sehe ich den Schutzgeist meines Glückes?"

Ich bin es! erwiderte Rübezahl. Ich komme, Deine Wünsche zu erfüllen. Fordere!

„Du hast sie alle erfüllt;" sagte jener tiefbewegt. „Was könnte ich noch begehren? Ich habe keine Bitte, als jene, daß Du das Geld zurück nimmst, das mir keine Freude macht, weil ich es nicht erwarb, und daß Du auch ferner über uns waltest.

Gewährt! — nickte Rübezahl. — Und dann bist Du zufrieden?

„Ganz und immerdar!" versicherte Ludwig. „Nimm den Dank des Glücklichen!"

So verlasse ich Dich dann, — sagte der Geist. — Bleibe gut, so fesselst Du die Zufriedenheit, und unsichtbar umschwebt Dich und die Deinen der Freund. Er beugte sich über das Bette, küßte den im Traume lächelnden Knaben, und die Stirn der süß schlummernden Mutter, und war verschwunden.

Wenn forthin nach durchschafften Tagen der junge Mann am Abende sein Weib umfing, und den Knaben auf dem Schoße wiegte, dann war es, als striche eine laute Luft über des Paares Wangen, und Töne, wie die sanften der Aeolsharfe, drangen durch des Mannes Ohr zum Herzen; dann glaubte er den Schutzgeist in seiner Nähe und — täuschte sich nicht.

Der Greis erst erzählte seinen Enkeln von dem Gange nach dem Bergschlosse.

Jahrhunderte vergingen seitdem, und Rübezahl scheint endlich der Aufklärung gewichen zu seyn; er lebt nur noch in Volkssagen und im Glauben der Bewohner des Gebirges, wo der Gedanke an ihn zum Guten wuchert.

Zwar bedarf im Allgemeinen der Schlesier keiner übernatürlichen Anregung, um edel zu seyn und zu handeln; in seiner Brust liegt der Beruf, und treu und freudig erfüllt er die süße Pflicht durch Treue für seinen Fürsten, durch thätige Biederkeit und Menschenliebe, und durch den regen Sinn für jedes Gute und Schöne. Aber den strauchelnden Schwachen hält Rübezahl oft aufrecht durch wunderbares Flüstern, durch zufällig

scheinenden Schrecken, durch Wahrnung und Drohung, den Elenden durch Trost und Ahnung. In den Träumen der Landleute ist er geschäftig, zu wirken gegen das Unwürdige und für das Bessere und Heilige.

Im Brausen des Windes, im Rauschen der Bäche, im Nebel des Thales, wandelt er unsichtbar durch das Riesengebirg, sein ehemahliges Wohngebieth. Und wenn den Wanderer im Genusse dieser majestätischen Schöpfung ein süßer Schauer umweht, dann ist der mächtige Gebirgsgeist, der die Menschen liebt und schützt, ihm nahe.

Die Gespensterwiese.

Eine buchstäblich-wahre Anekdote.

Die Dörfer W**dau und H***burg im Fränkischen Kreise, unweit B**, liegen ungefähr eine gute Viertelmeile von einander. Beyde haben nur Eine Kirche und Eine Schule zusammen; beyde sind auf kleinen Anhöhen erbaut, aber zwischen ihnen erstreckte sich ein ziemlich tiefes geräumiges Thal. So fruchtbar und angebaut dasselbe seyn mag, in so ungünstigem Rufe steht es doch schon seit geraumer Zeit. In den Jahren vier oder fünf und neunzig hatten hier Oestreicher und Franzosen ein ziemlich ernstliches Scharmützel sich geliefert; sechzig bis siebzig Mann waren dabey umgekommen, und seit dem spukte es dort des Nachts gewaltig. Manches gräßliche Abenteuer, daß hier Bothen und Postillonen aufgestoßen seyn sollte, würde erzählt, und wuchs an Gräßlichkeit, je weiter es seinen Umlauf hielt. Vorzüglich hieß ein Stück Landes, wo die Geister am öftesten hausten, allgemein die Gespensterwiese.

Einst ward in W**dau, dem eingepfarrten Dorfe, die Frau des Schulzen zur Nachtzeit plötzlich krank, — so krank, daß sie sich ihres Endes versah, und deshalb sehnlich nach einem Geistlichen verlangte. Der Schulze befahl seinem Knechte, aufs schnellste nach H*burg zu gehen, und den Herrn Pfarrer zu hohlen. Doch der Knecht weigerte sich sehr bestimmt, Folge zu leisten. „Bey Tage, sagte er, und an gehörigen Orten, sey er zu jedem Gange erböthig; aber um Mitternacht durch jenes unheimliche Thal zu gehen — das könne kein guter Christ von ihm fordern!" Der Schulze geboth nun ein Gleiches seinen beyden Mägden, und empfing von ihnen die — gleiche Antwort. Er schimpfte, schmälte, drohte mit Schlägen und Fortjagen, und man erwiderte ihm: er möge thun, was er nicht lassen könne; durch jenes Thal gehe man doch vor Sonnen-Aufgang nicht. Indeß ward die Frau immer kränker, ihr Verlangen nach dem Seelsorger immer dringender. Der arme Mann, der seiner Gattinn doch nicht gern den vielleicht letzten Liebesdienst verweigern wollte, sah endlich kein anderes Mittel, als selbst zu gehen. Er empfahl einer Schwester, die er bey sich hatte, die bestmögliche Sorgfalt für die Kranke, und machte sich, nicht ohne nochmahliges Schmälen über sein ungehorsames Gesinde, auf den Weg.

Es war mitten im Sommer, eine stille, ziemlich heitere Nacht. Der Mond, schon ein Paar Tage über das erste Viertel hinaus, beleuchtete die Gegend; doch minderte sein ohne dieß ungewisses Licht noch ein dünnes, zuweilen über ihn hinfliegendes Gewölk. Als der Schulze kaum sechs Schritte von seiner Hausthür war, schlug es auf dem Kirchthurme des Dorfes gegenüber zwölf Uhr. Nach sieben oder achthundert Schritten befand er sich am Abhange, der ins Thal hinunter ging. Er hatte sich es vorgenommen, immer nur gerade vor sich hin auf seinen Weg zu schauen; jetzt konnte er nicht unterlassen, ein Paar Blicke seitwärts zu werfen, und — o guter Himmel, was sah er da!

Gerade auf jener sogenannten Gespensterwiese hoben sich an mehreren Orten Gestalten — von welchen er nicht unterscheiden konnte, ob es Körper oder Schatten wären: Gestalten, deren Form zwar höchst undeutlich, deren Daseyn aber unbe-

zweifelt war — aus der Erde empor; und verschwanden im Hui wieder. Lange streifen gingen von ihnen aus, und verflogen eben so schnell. Er sah deutlich, daß diese Figuren auf einer beleibenden Stätte sich fünf bis sechs Mahl kurz hintereinander erhöhten und wieder versenkten. Eiskalter Schauer überlief seinen Körper; seine Haare starrten, seine Knie bebten. Wäre er gemietheter oder bloß abgeschickter Bothe gewesen, er hätte sich stracks umgewandt, und die Flucht heimwärts ergriffen. Aber er gedachte an das schmerzliche Verlangen seines todtkranken Weibes; er tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß er auf gutem Wege, in einem frommen Geschäfte begriffen sey; er sah überdieß, daß doch sein Marsch nicht allzu dicht bey den gefährlichen Stellen vorbey gehe; und er sammlete daher plötzlich allen ihm noch übrigen Muth; schaute nicht mehr nach jenen Schrecknissen, und lief, oder flog vielmehr, durchs Thal, so rasch es nur sein Athem und seine Füße vermochten. Auch widerfuhr ihm nichts Bedenkliches weiter. Er kam keichend, doch unversehrt, zur Wohnung des Pfarrers. Dieser letztere, ein junger, im Amte thätiger Mann, lag zwar im tiefsten Schlafe; doch war er bald herausgepocht, zog sich schleunig an, und zeigte sich dann zum Mitgehen bereitwillig.

Fest und weislich genug hatte der Schulze beschlossen, von seinem Abenteuer in der Pfarr-Wohnung nichts zu erzählen; theils aus Furcht, keinen Glauben zu finden; theils wohl gar aus Besorgniß, der Geistliche möchte dann einen so mißlichen Gang von sich ablehnen. Gleichwohl jetzt, da er den Rückweg antreten sollte, übermannte ein neues, unwillkürliches Grauen seinen guten Vorsatz ganz. Haarklein erzählte er Alles, was er gesehen, gedacht, befürchtet habe; und schloß mit der treuherzigen Frage: was ihnen wohl geschehen dürfte, wenn jene Leichname wirklich aus ihren Gräbern auferständen?

Gutmüthig lächelte der Geistliche bey dieser Erzählung. Im Herzen fest überzeugt, daß hier bloß Furcht und Einbildungskraft gewirkt habe begriff er zugleich wohl, daß eine ernstliche Widerlegung weder für diesen Zuhörer noch für diesen Zeitpunkt passe, und begnügte sich daher vor der Hand mit einigen allgemeinen Trostgründen. Den Vorschlag eine stärkere Begleitung mitzunehmen, verwarf er als schimpflich und nutzloß. „Sie wären ja (machte er bemerklich,) beyde in ihrer Pflicht! Und hätten die Geister, wenn es ja Geister gewesen wären, eines Einzelnen geschont, so würden sie sicher noch größere Scheu vor zwey Menschen tragen." So wandelten sie fort. Daß der Trost des Pfarrers nicht allzuviel wirkte; daß der Schulze bey jedem Lüftchen, jedem raschelnden Blatte zusammenfuhr, daß er sich immer so dicht als möglich an seinen Seelensorger anschloß, läßt sich errathen.

Eine Art von Bedeckung hatte der Letztere doch, halb unwissend, mitgenommen. Ein treuer Hund, der ihn gewöhnlich des Tages auf Spazier- und Amtsgängen zu begleiten pflegte, war auch jetzt ihm nachgelaufen. Sie kamen bald auf den Weg ins Thal hinab. Zitternd ergriff jetzt der Schulze den Arm des Geistlichen, und zeigte mit der rechten Hand seitwärts. Der Pfarrer sahe hin und stutzte. Er sahe freylich nicht Riesenschatten, nicht Leichname, die aus Gräbern emporsteigen; aber er sah doch auch, daß auf jener Wiese eine seltsame Art von Leben und Bewegung sey; sah, daß gewisse dunkle Figuren sich aufrichteten und wieder versanken. Was das seyn könne, war ihm durchaus unbegreiflich. Mann und aufgeklärt genug, um nicht ein Wunder zu vermuthen, konnte er doch den Menschen nicht ganz verläugnen, der bey Ungewöhnlichkeiten dieser Art ein wenig zusammenschaudert. Nach einer stummen Pause von zwey oder drey Minuten schritt er — vorwärts. Er habe, sagte er nachmahls, gerade darauf losgehen wollen. Sein priesterliches Wort in Ehren, es wäre doch möglich, daß ihn sein Begleiter wieder seitwärts gezogen, und er diesem dann nachgegeben

hätte! Aber jetzt sprang pfeilschnell sein Hund einer Gegend zu, und schlug an. Sofort antwortete ihm ein gleicher Schall von sechs oder sieben Orten her, sofort sprangen vom Schauplatze jener sonderbaren Bewegung Geschöpfe herbey, die nichts mehr und nichts weniger waren, als — wieder Hunde; Hunde die den ungezogenen Angreifer verfolgten, und in eben diesem Augenblicke das schauderhafte Räthsel zu einer fast lächerlichen Aufklärung brachten.

Auf diesem Felde war (wie früher schon ist erwähnet worden) ehemahls vorzüglich das Gefecht vorgefallen; auf ihm waren nachher auch die Leichname der Geödteten begraben worden — jedoch begraben nach des Krieges gewöhnlicher Sitte, ungefähr nur zwey oder drey Schuh tief. Des Nachts kamen daher von den benachbarten Dörfern mehrere Hunde hierher; folgten der Witterung, kratzten, scharrten, und versuchten bis zu den Leichnamen selbst zu kommen. Die Bewegung, die sie dabey machen, indem sie bald über, bald halb unter der Erde sich befanden, gab dann im Halbdunkel, oder vielmehr in der Halbbeleuchtung einer mondhellen Nacht, in einiger Entfernung jenes sonderbare Schauspiel, das sich zwar ziemlich weit bemerken, doch desto minder deutlich wahrnehmen ließ. Zeit und Ort vermehrten sehr natürlich die Scheu des Zuschauers, und vollendeten das Furchtbare dieses Anblicks. Auch späterhin, als die Geschichte bekannt wurde, lachten nur die Klügern in der Gegend darüber, und erklärten sich nun leicht die manchen, vorangegangenen Gerüchte; diejenigen, die fester in ihrem Glauben waren, schüttelten die Köpfe, und sprachen: Nun ja! dieß Mahl waren es zwar Hunde; aber vorher sind es doch ganz gewiß — Geister gewesen.

1.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmahl im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den weißen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem. — Als nun das Essen fast vorbey war, trank einer und der andere noch eine halbe Maß Ungar-Wein zum Zuspitzen, ein Anderer drehte Kügelein aus weichem Brote, als wenn er ein Apotheker wäre, und wollte Pillen machen; ein Dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmahl in den Rockermel hineinschlupfte, und nicht wieder herauskam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war mausstill. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Officier auch einen silbernen Löffel, und steckte ihn zwischen zwey Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manches Mahl die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während der Officier seine Zeche bezahlte, und der Wirth ihm auf den Rock schaute, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampfe mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Officier dem Wirthe die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel

geht ja drein, Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu." Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich euch einen blechernen Löffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der Officier auf, klopfte ihm auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte daß er verrathen sey, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthume, und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein Paar Tritten unter der Thür zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannten Asche nach. Den wackern Officier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlseyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

2.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiffe, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreybatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich geworden." Im Anfang und von dem Wirthshause zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsacke an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man es oftmahls diesen Leuten macht und sich daran versündiget. Als sie aber schon weit an Höningen und an der Schuster-Insel vorbey waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbey, wurde einer nach dem andern stille und gähnte und schaute den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche," fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch allerley gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerley kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten könne, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantworte, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witze des Juden zu belustigen hoffren, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: Wie viel weichgesottene Eyer konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sey nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegessen hat, ißt das Zweyte nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dacht: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreybätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweyten Brief an die Corinther geschrieben?" Der Jude sagte: „Er wird nicht bey ihnen gewesen seyn, sonst hätt' ers ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, das der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, fing er auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Sailer, wenn er fleißig ist."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" der Jude sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen nähert man sich einem Dorfe, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monate essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jude sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage."

Der Sechste sagte: „Es sind zwey leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter." Der Jude sagte: „Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beysammen?" Der Jude sagte: „Die kleinsten."

Der Achte fragte: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jude sagte: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen.

Der Neunte fragte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jude sagte: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Der Zehnte fragte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?" Der Jude sagte: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eyer theilen, also daß jeder Eines bekomme, und doch Eines in der Schüssel bleibe?" Der Jude sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Eye nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber und nun dacht er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwey Forellen in drey Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege." Das brachte abermahls keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Friedensbothe hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mayland bis nach Kopenhagen, die nähmliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld damit verdienen, mehr als mit dem Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wandte er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jude," sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel! — Nichts für ungut! — war die Antwort, — daß ich gar ein armer Jude bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so seys nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte ihnen die Zeit verkürzt hatte, liessen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiffe getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiffe getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 kr. Trinkgeld entrichtet

Heroische That des Korporals Ladislaus Janos im Jahre 1809.

Auf dem Rückzuge der Oesterreichischen Armee von Salzburg machte der Korporal Ladislaus Janos, vom neunten Oesterr. Husaren-Regimente Frimont, mit fünf Mann den Nachtrab. Um den Weg ungangbar zu machen, war in einem engen Passe bey St. Michael ein untransportabler Pulverkarren umgestürzt worden, wobey ein Theil der Straße zufälliger Weise mit Pulver bestreut wurde.

Korporal Janos lag in der Nähe dieses Pulverkarrens im Hinterhalte, und sah eine große Anzahl feindlicher Cavaleristen anlangen, welche vom Pferde abstiegen, und sich alle mögliche Mühe gaben, das Hinderniß bey Seite zu schaffen. Gelang es, so ging der größte Theil der Bagage, die einen zu kleinen Vorsprung hatte, verloren. Die Feinde anzugreifen und zurück zu treiben, war unmöglich; denn der umgestürzte Karren sperrte den Weg. Sein Entschluß war gefaßt. Mit einer beyspiellosen Resignation befahl er der ihn begleitenden Mannschaft, zurück zu reiten; er selbst aber sprang mit aufgezogener Pistole mitten unter die Feinde, und schoß in das auf dem Boden zerstreute Pulver. Mit einem betäubenden Knalle ging der ganze Pulverkarren in die Höhe, und über 30 Mann und Pferde fanden dabey ihr gräßliches Ende. Nach einiger Zeit erhält Janos seine Besinnung wieder; halbverbrannt sieht er sich unter der Verwüstung liegen; doch hat er noch so viel Kraft, sich nach Leoben ins Spital zu schleppen, von wo er nach fünf Monatlicher Kur geheilt beym Regimente wieder eintraf.

Das Herbstblümchen auf dem Grabe.

Die Jahre vergehen, es schwindet die Zeit,
Schon fallen vom Baume die Blätter zerstreut.
Nichts hat auf der Erde sein bleibendes Loos,
Wohl Alles verschlingt der Vergänglichkeit Schoß.
Wohin du magst blicken, wohin du magst gehn,
Wirst stets die Vergänglichkeit walten du sehn.

Die fröhlichen Sänger im grünenden Wald,
Sie singen nicht lange, verstummen gar bald.
Der Baum, der vor kurzem in Blüthe noch stand,
Der zeiget dir jetzt schon ein herbstlich Gewand.
Schon werden die Fluren von Früchten so leer,
Man wandelt auf struppigen Stoppeln einher.

Der lenzliche Hauch, der so warm uns umwallt,
Weht nicht mehr so traulich, bald wehet er kalt.
Jetzt magst du auf sterbenden Grünem noch gehn;
Bald wirst du's vor schneeiger Decke nicht sehn.
So sinket bald Alles, bald Alles hinab:
Der Mensch lebt nicht ewig, er sinket ins Grab.

Dann blüht auf dem Grabe ein Blümchen hervor,
Aus faulendem Moder im neblichten Moor.
Dieß Blümchen, das aus der Verwesung entsproß,
Hat Sinn, und seine Bedeutung ist groß.
So wie sich Blumen vom Moder erheben,
Schwingt auch sich der Mensch aus dem Grabe zum Leben.